



Berlin, den 2. September 1899.

Chlodwigs Vermächtniß.

Abgeordnetenhaus.

100. Sitzung vom 29. August 1899, 2 Uhr nachmittags.

Am Ministertisch: Fürst zu Hohenlohe, Dr. von Miquel, Freiherr von der Recke, Thielen, von Hammerstein-Bozten, Boffe, von Goltz, Brefeld, Schönstedt und Kommissare.

Präsident von Kröcher eröffnet die Sitzung pünktlich um 2 $\frac{1}{4}$ Uhr. Einziger Gegenstand der Tagesordnung ist das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Vor dem Eintritt in die Tagesordnung erbittet das Wort der

Ministerpräsident Fürst zu Hohenlohe: Meine Herren! Es wird Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem preussischen Ministern zustehenden Recht, in beiden Häusern des Landtages in jedem ihnen passend erscheinenden Augenblick das Wort zu ergreifen, in dieser Scheidestunde nicht Gebrauch gemacht habe, um Ihnen über den Gegenstand ihrer heutigen Tagesordnung einen Vortrag zu halten. Der Umstand, daß beide Kammern sich über die für die Ausführung des im Bürgerlichen Gesetzbuch kodifizirten Rechtes nicht unwichtige, an sich aber wenig be-

trächtliche Frage der Mündelsicherheit kommunaler Pfandbriefe bisher nicht zu einigen vermochten, dieser für die Privatverhältniſſe manches vom Heimweh geplagten Abgeordneten vielleicht ärgerliche Umſtand, der uns zu einer Vertagung des Landtagſchluffes zwang, hätte mich nicht an dieſe Stelle gerufen. Die Chefs der betheiligten Reſſorts werden verſuchen, in dieſer Sache einen billigen Ausgleich zu finden. Meine Aufgabe kann nur ſein, Ihrer erleuchteten Einſicht die allgemeinen Erwägungen zugänglich zu machen, die während der letzten, etwas bewegten Woche die Stellung des Staatsministeriums beſtimmt haben. Daß ich in die Lage verſetzt wurde, Ihnen dieſe Mittheilung noch auf den Weg geben zu können, dafür bin ich aufrichtig dankbar. Wir haben nichts zu verhehlen und ich freue mich, daß die Verzögerung des Landtagſchluffes eine Gelegenheit giebt, Ihnen dafür den Beweis zu liefern. Die Höflichkeit hindert mich, auszusprechen, als ein Theil welcher Kraft die in der Detailfrage der Mündelsicherheit ſo ſchwierigen verehrten Herren Mitglieder beider Häuser ſich dieſesmal bewährt haben. Der Goetheſtag, unter deſſen Weiheſtimmung wir ja noch ſtehen, wird Ihnen die Erläuterung meiner Worte leicht machen.

Ich habe, meine Herren, eben geſagt, die letzte Woche ſei bewegt geweſen. Dabei dachte ich hauptſächlich an die Spiegelung, die uns die Preſſe von den Ereigniſſen, Abſichten und Stimmungen dieſer Woche bot. Beſonders die Preſſe der ſich „liberal“ nennenden Parteien hat in dieſer Beziehung ja Erſtaunliches geleiſtet, — Erſtaunliches ſogar für abgehärtete Nerven. Sie erſparen mir wohl eine ausführliche Schilderung oder gar Widerlegung dieſer Dinge. Wenn ich die Gerüchte und Inſinuationen kurz zuſammenfaſſe, ſo muß ich konſtatiren, daß uns die folgenden Vorwürfe gemacht wurden: Wir, die Miniſter Seiner Majestät, ſollten mit dem König ein falſches Spiel getrieben, ihn über die parlamentariſche Lage getäuſcht, ſeiner Abſicht entgegengearbeitet, dann vor ſeinem aufflammenden Zorn gezittert und ihn endlich durch neue Täuſchungen vom Wege ſeiner Wahl abgelenkt und ſo dem Anſehen des Monarchen, das wir zu mehren berufen ſind, eine ſchwere Niederlage bereitet haben. Dadurch, daß wir großen Worten völlige Thatloſigkeit folgen ließen, ſollen wir ferner das Preſtige preisgegeben haben, deſſen die königliche Staatsregierung zu einer dem Lande förderlichen Leitung der Geſchäfte dringend bedarf. Das ſind in nuce die Kollektivvorwürfe, mit denen wir bedacht wurden und denen ſich ſpezielle Schmähungen eines von mir beſonders verehrten, durch ungewöhnliche Begabung, Sachkenntniß und taktiſche Erfahrung hervorragenden Kollegen anſchloſſen. Wir haben nicht

geglaubt, gegen die Verbreiter solcher beschimpfenden Gerüchte ein gerichtliches Einschreiten anregen zu sollen; denn wir sind der Ansicht, daß journalistische Ausschreitungen, so weit sie nur der öffentlichen Kritik ausgesetzte Personen treffen, nicht so gefährlich sind wie ein Zustand, in dem die Publizistik geknebelt und in der offenen Darstellung vorhandener Stimmungen gelähmt ist. Auch meinen wir, daß durch die Beschimpfungen, deren Ziel wir zu sein schienen, in erster Linie der preußische Landtag beleidigt wurde; denn ein Parlament, das Minister des hier geschilderten Kalibers dulden, das ihnen auch nur die zu kümmerlichstem Vegetiren nöthigen Mittel bewilligen würde, — ein so gewissenloses Parlament hätte jeden Anspruch auf Achtung, jede Existenzberechtigung längst verloren. In fast allen Volksvertretungen gilt die Sitte, daß durch die Presse verübte Beleidigungen dieser hohen Körperschaften nicht verfolgt werden. Dieser Sitte — ich bedaure, daß sie im Herrenhaus neulich durchbrochen wurde — hat das Staatsministerium seine Reverenz erweisen zu sollen geglaubt. Wir haben also keine Strafanträge gestellt. Aber wir sind froh, hier vor dem einzig dazu geeigneten Forum unser Verhalten — nicht rechtfertigen, sondern — erläutern zu dürfen.

Für uns, meine Herren, war der Verlauf der Woche sehr viel weniger sensationell, als man nach den Zeitungen annehmen müßte. Wir haben nicht gezittert, nicht durch gewaltthätige Mittel unsere Stellungen zu befestigen gesucht, nicht an einen Umsturz der heilsam bestehenden Traditionen preußischer Politik gedacht und erst recht nicht über die Namen der uns vom König etwa zu gebenden Nachfolger uns die Köpfe zerbrochen. Wir haben einfach die Lage der Dinge noch einmal ruhig und ernst geprüft und daraus, nach dem Maß unserer Einsicht, die Konsequenzen gezogen. Diese Lage ist Ihnen bekannt. Ein dem Monarchen besonders lieb gewordenes Projekt, das die Anlage eines umfangreichen Wasserstraßensystems betrifft, ist Ihrer Entscheidung unterbreitet worden. Die nach der Verfassung allein verantwortlichen Minister haben diesem Gesetzentwurf nicht ohne Bedenken ihre Unterschrift gegeben. Mancher unter ihnen war der Ansicht, daß ein solches Projekt dem jetzigen Stande der Verkehrstechnik nicht mehr entspricht, daß es, mit den außerordentlich hohen Kosten seiner Ausführung und mit den unvermeidlichen Folgen für die Tarifpolitik der Eisenbahnverwaltung ungünstig auf die Finanzen einwirken und durch eine Verschiebung der Transportmöglichkeiten ausländischen Häfen nützlicher als den heimischen werden könnte. Dazu traten Erwägungen anderer Art. Die Landwirtschaft, in der wir das für Preußen wichtigste Gewerbe sehen, fürchtet, das geplante Kanalsystem

werde die Einfuhr fremder Ackerfrüchte aus billiger produzierenden Ländern erleichtern. Große Industriekreise wiederum sträuben sich gegen einen Plan, der, wie sie glauben, dem ohnehin schon begünstigten rheinisch-westfälischen Arbeitsgebiet neue Vortheile zu ihren Ungunsten zuwenden müßte. Im Osten wurde, auch außerhalb der rein agrarischen Interessensphäre, vielfach über Zurücksetzung geklagt. Und wir konnten uns nicht verhehlen, daß im Gebiet unserer bedeutendsten Ströme viel versäumt wurde und viel nachzuholen ist und daß durch die in dem zu kanalisirenden Westen ungeheuer vermehrte Arbeits Gelegenheit die im Osten schon jezt schwer empfundene Leutenoth noch erheblich gesteigert werden müßte. In dem Augenblick aber, wo wir der Handelspolitik des Reiches für Jahre hinaus neue Wege zu suchen haben, kann keine Aufgabe uns wichtiger dünken als die, zwischen den landwirthschaftlichen und den industriellen Interessen einen beiden Gewerben erträglichen Ausgleich zu finden. Diesen Ausgleich konnte der Kanalplan erschweren, dessen Erörterung schon die Wurzeln der alten Gegensätze aufgrub und mindestens der Agitation neuen Stoff bot. Solchen Bedenken durfte namentlich die nicht in ein enges Ressort eingeziegten Träger der Verantwortung sich nicht verschließen. Immerhin aber sprachen auch gewichtige Erwägungen — sie sind Ihnen wiederholt eingehend dargelegt worden — für die Kanalvorlage; und so entschlossen wir uns nach einigem Zögern einstimmig, sie dem Spruch des Landtages entgegenzuführen. Ueber die Schwierigkeit, sie hier — und besonders im anderen Hause — zur Annahme zu bringen, haben wir uns niemals Illusionen gemacht, nie auch den Sinn des Monarchen zu täuschen versucht. Und wenn wir in diesen Räumen die kleinen und großen Mittel taktischer Kunst anwenden, wenn wir die einer numerisch mächtigen Partei am Herzen liegende Frage der Gemeindewahlreform um die selbe Zeit Ihrer Entschließung unterbreiten zu müssen glaubten, — ja, meine verehrten Herren, wer hat uns denn in eine so unerfreuliche Sitte gewöhnt? Ich möchte jedes verlegende Wort meiden. Aber haben wir nicht oft das Schauspiel erlebt, daß große Parteien ihre Abstimmung in Grundfragen des Rechtes und der Wirthschaft von Konzessionen abhängig machten, die auf ganz anderem Gebiet lagen und deren Gewährung dann zu den Abmachungen führte, die man jezt als „Schachergeschäfte“, als „Luhhandel“ nicht hart und schroff genug tadeln kann? Wollen Sie einer Regierung, die zu nützlichem Wirken Ihre Zustimmung braucht, verübeln, wenn sie sich auf ihre Weise mit solchen Sitten, mögen sie ihr auch unangenehm sein, abzufinden bemüht?

Das Echo, das frühere Bedenken noch in den hier gehaltenen Minister-

reden fanden, ist Ihrem Ohr nicht entgangen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es unwürdig wäre, eine wirthschaftliche Maßregel einem mündigen Volk aufdrängen zu wollen; und deshalb hatten wir gewiß keinen Anlaß, advocatorisch hier nur eine Seite der Sache zu beleuchten. Wir halten uns nicht für allwissend und fügen uns bescheiden in die Rolle, die uns die Verfassung vorgeschrieben hat. Diese Bescheidenheit war diesmal namentlich sehr angebracht. Denn im Lauf der Verhandlungen hat sich unsere Geneigtheit, mit nachdrücklicher Entschiedenheit für den Kanalplan einzutreten, wesentlich verstärkt. Sie, meine Herren, haben in Ihrer Mehrheit diesen Plan verworfen und uns damit vor die Frage gestellt, welches von der Verfassung vorgesehene Mittel wir zu wählen hätten, um ein unseren Wünschen mehr entsprechendes Votum zu erhalten. Diese Frage ist, wie Sie wissen, unter dem Vorsiß Seiner Majestät erörtert worden. Wir hatten nach Recht und Pflicht den König zu berathen. Er konnte einen Appell an die Wähler fordern und mit neuen Ministern seinem Ziel näher zu kommen trachten. Dieser Weg wurde ihm von der vereinigten Demokratie mit leidenschaftlichem Eifer empfohlen; über die Motive dieses zudringlichen Bemühens habe ich an dieser Stelle nicht zu sprechen. Da wir noch auf unseren Plätzen sitzen, hält der Monarch den Augenblick zur Wahl neuer Vertrauensmänner noch nicht für gekommen; die Herren Anwärter müssen sich also gütigst gedulden und mit dem Bekenntniß vorliebnehmen, daß wir ihnen ohne bange Sehnsuchtsseufzer unsere Portefeuilles einhändigen werden, sobald auf unsere Dienste nicht mehr gerechnet wird. Darüber aber, daß der Appell an die Wähler zu keinem für die Staatsregierung günstigeren Resultat geführt hätte, kann kein Verständiger sich einer Täuschung hingeben. Wir haben keinen Grund, zu glauben, die Volksstimmung sei durch Ihr Votum gefälscht worden. Und die entfesselte Wahlbewegung hätte uns vor die leidige Nothwendigkeit gestellt, Parteien zu bekämpfen, auf die wir uns auch künftig zu stützen gedenken, und Bundesgenossenschaften anzunehmen, die uns später recht lästig geworden wären. Schon am Anfang dieser Berathungen ist Ihnen gesagt worden, die verkehrstechnische Einzelfrage, um die es sich handle, werde, wie auch die Antwort laute, für die Richtung unserer inneren Politik nicht bestimmend sein. Auf diesem Standpunkt beharren wir noch heute, obwohl wir die Hoffnung hegen, nach einer der Aufklärung und Infirmierung gewidmeten Pause in der nächsten Session ein günstigeres Resultat zu erreichen.

Damit scheint die Ankündigung im Widerspruch zu stehen, die letzten Vorgänge würden zu einer Aenderung des bisherigen Verhältnisses der Re-

gierung zur konservativen Partei führen. Dieser — durchaus nicht leichtfertig hingespochene — Satz ist offenbar mißverstanden worden. Wir hatten nicht etwa die Absicht oder auch nur den Wunsch, eine ehrenwerthe Partei für ihre aus ehrenwerthen Gründen hervorgehende Abstimmung zu strafen. Das wäre eine niedrige Handlungsweise. Das ginge, dem Lande zum Heil, aber auch weit über unsere Kräfte hinaus. Wir wollten und konnten nur feststellen, daß die Konservativen als eine gouvernementale Partei nicht ferner mehr betrachtet werden können, — auch wohl, wenn ich die Herren recht verstehe, nicht wollen. Diese Feststellung hat für den gesammten Bereich unserer inneren Politik einen nicht zu unterschätzenden Werth. Sie bewahrt die Regierung vor schädlichen Illusionen; aber sie verschleucht auch den Bahn, die Begriffe der berühmten „Unabhängigkeit“ und der konservativen Gesinnung seien in Preußen nicht zu vereinen. Dieser Bahn hat den Anhängern einer konservirenden Politik sehr geschadet. Freilich: die jetzt sichtbar werdende Entwicklung hat auch ihre üblen Seiten. Die Herren erinnern sich vielleicht noch der Worte, die der damalige Ministerpräsident Otto von Bismarck vor einunddreißig Jahren im Landtag sprach: „Eine konstitutionelle Regierung ist nicht möglich, wenn die Regierung nicht auf eine der größeren Parteien mit voller Sicherheit zählen kann, auch in solchen Einzelheiten, die der Partei vielleicht nicht durchweg gefallen. Hat eine Regierung nicht wenigstens eine Partei im Lande, die auf ihre Auffassungen und Richtungen in dieser Art eingeht, dann ist ihr das konstitutionelle Regiment unmöglich, dann muß sie gegen die Konstitution manövriren und patifiren; sie muß sich eine Majorität künstlich schaffen oder vorübergehend zu erwerben suchen.“ Wir durften bisher annehmen, auf eine solche absolut sichere Partei rechnen zu können. Die konservativen Fraktionen haben der Regierung mehrfach — ich erinnere nur an die Verkürzung der Dienstzeit bei den Fußtruppen und an die Handelsverträge — das Opfer ihrer Ueberzeugung gebracht, wahrscheinlich, weil sie im Großen und Ganzen mit der Richtung der preussischen Politik einverstanden waren und Detailfragen nicht zum Ausgangspunkt eines Feldzuges machen wollten. Jetzt ist die vorhin erwähnte Annahme hinfällig geworden; und es ist klar, daß diese Thatsache nicht ohne weiter reichende Wirkungen bleiben kann. Die Konservativen erheben den Anspruch, zur Bildung eines in ihrem Sinn regirenden Ministeriums hinzugezogen zu werden und, bis Das geschehen ist, die heutigen Diener des Staates mit der parlamentarisch üblichen, von den anderen Parteien längst benutzten Waffen bekämpfen zu dürfen. Insofern durfte

und darf man wohl sagen, daß sich das Verhältniß der Regierung zu dieser stärksten Landtagspartei geändert hat.

Eine unabweißbare Folge dieser Aenderung war der Wunsch, der parlamentarischen Bethätigung der Beamten eine neue Grundlage zu schaffen. In einer gouvernementalen Partei, die unter allen Umständen die Regierungspolitik zu vertreten entschlossen ist, können abhängige Beamte nützlich wirken, solche sogar, die, nach dem Gesetz vom einundzwanzigsten Juli 1852, durch königliche Verfügung stets in den Ruhestand versetzt werden können. In einer zur Opposition bereiten Partei ist für diese Beamten kein Raum und eine solche Partei kann selbst nicht wünschen, sie in ihren Reihen zu sehen; sie wird sich beeilen, den Ballast über Bord zu werfen und ihrem Organismus freie, in der Bewegungsfähigkeit ungehemmte Glieder zuzuführen. Es wird Sie, meine Herren, deshalb nicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß wir ihre Zustimmung zu einem Gesetzentwurf erbitten werden, der die Wählbarkeit der Beamten einschränken soll. Von Maßregeln, die uns die Nachsicht diktiert hätten könnte, wird und kann nicht die Rede sein; wo der Schein solchen Gelüstens erregt wurde, werden wir — oder, wenn es Seiner Majestät gefallen sollte — unsere Nachfolger Remedur eintreten lassen.

Es ist nun — und damit komme ich zum heikelsten Punkt meiner heutigen Aufgabe — in der Presse so dargestellt worden, als hätten wir, die verantwortlichen Minister, ängstlich nach der Stimmung des Monarchen geschickt, von einem Hofbeamten Weisungen entgegengenommen und zitternd, gewissermaßen mit schlotternden Knien, der Stunde geharrt, wo wir dem König ins Auge schauen sollten. Meine Herren: wenn Sie an diesem Tisch jemals solche Minister erblicken, dann, darum bitte ich Sie im Namen von Volk und König, jagen Sie diese Wichte eilig davon! Wir leben, wie Sie Alle wissen, nicht mehr in den Tagen des Absolutismus, auch nicht des nach Bismarcks Wort schlimmeren, der hinter ministeriellen Unterschriften und parlamentarischen Mehrheitbeschlüssen Deckung sucht. Wir haben auch keine Kabinettsregierung; und ich habe zu meinen sämtlichen Herren Kollegen das feste Vertrauen, daß sie selbst den höchsten Hofbedienten, der ihnen in ihr selbst verantwortetes Geschäft dreinreden wollte, mit den solchem Vermessen gebührenden Komplimenten heim schicken würden. Wer anders handelte, Der wäre, wie Bismarck von dem Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen gesagt hat, der Stelle eines preussischen Ministers in bewegten Zeiten weder körperlich noch geistig gewachsen. Und glauben Sie nicht etwa, daß Sie bei Seiner Majestät über diese Dinge eine andere Anschauung finden würden!

Der König von Preußen stimmt mit dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches darin überein, daß ihm „als Ideal eine monarchische Gewalt vorschwebt, die durch eine unabhängige Landesvertretung so weit kontrollirt wäre, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur *communi consensu* ändern können, bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Landtag“. Ich ersuche Sie, in Bismarcks „Erinnerungen und Gedanken“ nachzulesen, was nach den citirten Sätzen über den Versuch gesagt wird, den unkontrollirten Absolutismus Ludwigs des Bierzehnten zu einer für deutsche Bürger tauglichen Regierungform zu machen. Gern räume ich ein: das Ideal ist bei uns noch nicht erreicht; an dem Willen des Königs, diesem Idealzustand nach Menschenmöglichkeit näher zu kommen, wird es aber niemals fehlen. Brauche ich nach dem Gesagten noch ausdrücklich zu versichern, daß an der höchsten Stelle des Staates nie, nicht eine Sekunde lang, das Streben oder auch nur die Absicht bemerkbar geworden ist, auf Minister oder Parlament einen Druck zu üben, um einem persönlichen Wunsch Willfährigkeit zu erzwingen? Preußens beste Regenten haben stets das Beispiel gegeben, wie man dem Anspruch der Pflicht, des Treuschwures und des Gesetzes sich zu beugen hat. Und es wäre der schwärzeste Tag in der ruhmreichen preussischen Geschichte, wenn wir oder unsere Enkel je eine Ausnahme von dieser der Monarchie nützlichen Regel erleben sollten.

Und nun bitte ich Sie, Ihre Arbeiten wieder aufzunehmen. Ich habe nichts mehr zu sagen.

Das Haus tritt in die Berathung der Tagesordnung ein. Eine Generaldebatte wird nicht gewünscht.

(Schluß des Blattes.)



Großdeutschland und Oesterreich.

Selbstregierung des Volkes ist in einem Staate möglich, wenn das Land klein, die Einwohnerzahl niedrig, die Bevölkerung in Klasse, Religion, Vermögen, Beschäftigung und Bildung gleichartig ist; auch gehört ein gewisser Grad von Bildung — namentlich von Charakterbildung — und ein ruhiges Temperament dazu. Zwischen der Selbstregierung und dem Absolutismus stehen allerlei Mischformen, die sich in die beiden Hauptgruppen der ständischen und der Wahlrepräsentation bringen lassen. Wenn man die europäischen Staaten nach dem Grade der Möglichkeit einer reinen Demokratie ordnet, so stehen die kleinen Alpenkantone der Schweiz mit ihrer deutschen katholischen Hirtenbevölkerung von 13000 bis 50000 Seelen an erster, Rußland und Oesterreich an letzter Stelle; doch stehen diese beiden Staaten nicht hinter einander, sondern sie bilden das Ende zweier divergirenden Linien, denn die Unmöglichkeit der politischen Freiheit rührt in ihnen von verschiedenen Ursachen her. Rußland muß absolutistisch regirt werden, weil seine stumpfsinnige und ungebildete Bevölkerung — was wollen die paar tausend rebellischen Studenten und Studentinnen unter mehr als hundert Millionen Ruschiks und tatarischen Nomaden bedeuten! — weder das Bedürfnis politischer Freiheit empfindet noch dazu befähigt ist. In Oesterreich diesseits der Leitha wäre die deutsche Bevölkerung und vielleicht auch ein Theil der czechischen für die politische Freiheit reif, aber sie ist durch Klassen-, Rassen- und Religionshiß in ein Duzend Bruchtheile gespalten, die einander mit solchem Fanatismus beschden, daß an positives Zusammenwirken einer überwiegenden Mehrheit nicht zu denken ist. Bismarck hat, wie ich zufällig erfahren habe, schon vor dreißig Jahren in einem Gespräch geäußert, Oesterreich könne nicht anders als absolutistisch regirt werden. Was damals noch durch einige parlamentarische Scheinthatigkeit verdeckt wurde, ist heute so offenbar geworden, daß es kein Verständiger leugnen kann. Um aber ein solches Chaos entwirren und die zum Theil hochgebildeten kämpfenden Massen bändigen zu können, dazu gehört schon ein Herrscher-genie. Die Oesterreicher haben nun keinen Bismarck; und es ist die Frage, ob selbst ein Bismarck der Aufgabe gewachsen wäre. Eben so wenig wie der Ministerabsolutismus würde bei dem bekannten Familiengenius der Habsburger ein Versuch des Monarchenabsolutismus Erfolg versprechen. Und mit einem solchen Genie wüß doch nicht abgethan; auch die Nachfolger müßten Genies sein. Allein selbst der genialste Absolutist könnte die Aufgabe nicht bewältigen. Denn da die Oesterreicher keine Schlachtschafe, sondern sozusagen Wildklagen sind (nicht von Natur, sondern durch ihre unheilvolle Lage dazu gemacht), so müßte der absolute Regent eine Gewalt- und Schreckensherrschaft einführen. Zu einer solchen braucht man aber Werk-

zeuge; und woher sollte er die nehmen? Wollte er mit den Deutschen die Slaven bezwingen, so würde ihre Zahl nicht ausreichen, — abgesehen davon, daß es gar nicht möglich wäre, aus Deutschnationalen, Merikalen, Antisemiten, „Judenliberalen“ und Sozialdemokraten eine einheitliche Truppe zu bilden; nur in der Nothwehr, nicht zu einer Offenstaktion, sind sie auf ganz kurze Zeit zusammen zu bringen. Die Deutschen aber durch die Slaven zu unterdrücken, wird nimmermehr gelingen: dazu sind ihrer doch wieder zu viele. Oesterreichs Länder werden nur durch die beiden zufälligen Umstände zusammengehalten, daß vorläufig kein Nachbar Laßt zum Annectiren hat und daß der alte, vielgeprüfte Kaiser Franz Joseph Gegenstand einer pietätvollen Anhänglichkeit ist. Es giebt Politiker, die den Zerfall der österreichischen Monarchie schon gleich nach dem Tode dieses Kaisers für sehr wahrscheinlich halten. Das wird in England, wo man keine Dreibundsrückichten zu nehmen hat, offen ausgesprochen. Natürlich werden die Nachbarn genöthigt sein, in den Auflösungsprozeß einzugreifen.

Gar lange kann es also nicht mehr dauern, bis das Deutsche Reich sich gezwungen sehen wird, die Richtung einzuschlagen, vor der sich Bismarck mit solcher Entschiedenheit gestraubt hat. Einmal freilich hat er sogar gedroht, er werde sie aus freien Stücken einschlagen. Als nach dem Waffenstillstande von Nikolsburg Rußland und Frankreich dem Sieger durch einen europäischen Kongreß die Hände zu binden gedachten, da telegraphirte er dem Militärbevollmächtigten am russischen Hofe, Herrn von Schweinitz, er möge bei dem Kaiser in vorsichtig freundlicher Weise geltend machen, daß es für uns ohne Revolution in Preußen und Deutschland vollständig unmöglich wäre, auf die Früchte unserer mit Gefahr der Existenz erkaufenen Siege zu verzichten oder die Gestaltung Deutschlands von den Beschlüssen eines Kongresses abhängig zu machen. Der König, hieß es in der Depesche weiter, ist abwesend; ich kann aber Seiner Majestät nur rathen, wenn die Einwirkung des Auslandes auf unsere Verhältnisse schärfere Umriffe annehmen sollte, die volle nationale Kraft Deutschlands und der angrenzenden Länder zum Behuf des Widerstandes zu entfesseln. (Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches V, 347). Wie wird Bismarck Gott dafür gedankt haben, daß er nicht in die Lage kam, mit seiner Drohung Ernst zu machen! Nie hätte er „seinen alten Herrn“ dahin gebracht, sich durch eine Revolution zum Kaiser von Großdeutschland machen zu lassen; und daß er dann später, in den achtziger Jahren, alle Liebeserklärungen und Annäherungsversuche der Schoenerianer barsch zurückwies, ist nicht zu verwundern. Denn das großdeutsche Ideal wäre ohne einen europäischen Krieg nicht zu verwirklichen gewesen; und es hieß eine beinahe grausame Zumuthung an ihn stellen, wenn er als Siebenzigjähriger die Verantwortung für einen vierten Krieg, den furchtbarsten

und gefährlichsten von allen, auf sich nehmen und diesen Krieg durchführen sollte. Außerdem aber war ihm das großdeutsche Ideal, selbst mit preussischer Spitze, an sich zuwider, weil es schwierig sein würde, die stramme preussische Ordnung in den habsburgischen Ländern durchzuführen, und weil deren Bevölkerung noch dazu zum größeren Theil slavisch und überwiegend katholisch ist. Und diese Abneigung wird von den meisten Protestanten des Deutschen Reiches und namentlich von allen preussisch Empfindenden getheilt.

Auf Empfindungen nimmt aber der Gang der Weltgeschichte keine Rücksicht und die Weltgeschichte ist, wie von Tag zu Tage deutlicher sichtbar wird, über das Staatensystem, für das einst das bismarckische Deutschland zugeschnitten war, hinausgeschritten. Die Slaven leiden an politischer Unfähigkeit. Von den romanischen Staaten übt nur Frankreich — und dieses nicht durch sein wirkliches Gewicht, sondern nur durch den Glanz seiner Vergangenheit — maßgebenden Einfluß; es ist nur der Schein eines Einflusses, der bei einer ernstlichen Probe zerrinnen wird. Die Romanen werden, wie die Hellenen im Römerreich, fortfahren, auf dem geistigen Gebiet mitzuherrschen; in der Politik aber werden sie wenig mehr zu sagen haben. Die Weltherrschaft ist den beiden Hauptzweigen der Germanen zugefallen; der großen Slavenmacht werden sie schließlich den Antheil, den ihr nicht Geisteskraft erobert, sondern die Natur angewiesen hat, gern überlassen: die Eismüsten und Steppen Nord- und Mittelasiens. Die europäischen Nationalstaaten, die zu Kleinstaaten herabsinken, haben ihre Rolle ausgespielt; an die Stelle des Gleichgewichtes der fünf europäischen Großmächte tritt der Kampf der zur Weltherrschaft berufenen Rassen um die Theilung der Erde.

Dieser Gang der Entwicklung ist in den neunziger Jahren so deutlich hervorgetreten, daß er auch den blödesten Augen sichtbar werden mußte. Aber die vorhin charakterisirte Abneigung gegen Großdeutschland ist in unseren maßgebenden Kreisen so stark, die Vorliebe einiger höchst maßgebenden Kreise für Rußland, den vermeintlichen Hort der Autorität, so lebhaft, daß man sich, um den Deutschen in der neuen Weltlage ihre Stellung zu wahren, nach einem anderen als dem natürlichen Wege der Machterweiterung umgesehen hat. Das Interesse der mächtigen Kohlen- und Eisenbarone (nicht das der hamburgischen Handelsherren, die die Nächsten dazu wären; doch bekanntlich haben sie der Flottenbewegung lange Zeit sehr kühl gegenübergestanden) hat zusammen mit den persönlichen Ansichten und Neigungen des Kaisers die Anschauung verbreitet, daß Großdeutschland jenseits des großen Wassers liege. Statt sich zunächst zehn Millionen Deutsche anzugliedern und Fühlung mit den bisher preisgegebenen vorgeschobenen deutschen Posten am Baltischen Meer und in den transsylvanischen Alpen zu suchen, annektirt oder kauft man Häuflein armfälliger Wilder. Statt die alte Herrlichkeit Kleinasiens, Syriens

und Babylonien wieder herzustellen, okkupirt man afrikanische Wüsten, ozeanische Klippen und Gestade im dicht bevölkerten China. Statt daß sich die deutsche Jugend, jenem natürlichen Ziele zu, in breiten Strömen die bequeme alte Völkerstraße an der Donau hinab ergösse, nachdem der entgegengesetzte Strom asiatischer Barbaren von selbst rückläufig geworden ist, läßt man diese Jugend zwecklos*) auf dem Großen Wasser herumschwimmen. Wie kann man sich auf England berufen! England liegt im Wasser, kann sich also nicht landwärts ausdehnen; ihm ist die Flotte, was uns das Landheer ist. Nicht gegen die Flottenvermehrung an sich rede ich. Ich sehe ein, daß, nachdem einmal die Rartheit des Wettrennens eingerissen ist, jeder Großstaat sie nach Maßgabe seiner Stellung und seiner Ansprüche mitmachen muß — zu Wasser wie zu Lande —, und wie viele und welche Röhne unsere Weltstellung und unsere Ansprüche erfordern, darüber habe ich kein Urtheil. Nur bestreite ich, daß Flottenvermehrung und der Erwerb überseeischer Kolonien unser Expansionsbedürfnis zu befriedigen, daß sie uns zu der unserer Rasse gebührenden Weltstellung zu verhelfen und unseren Theil an der Oberfläche dieser kleinen Erdkugel zu sichern vermögen. Wissen doch sogar die Engländer besser, wo unser Antheil liegt. In der *Saturday-Review* vom ersten Juli wird, nach Erwähnung unseres lezten bedeutungslosen Infanterieverbes, gesagt: *It is in Asia Minor that Germany will find her India [Besseres als ein Indien! Ackerbaukolonien!] if she is ever to find it. England might have had the development of that splendid country but for our political and diplomatic perversity, and Germany has entered into our heritage.* Daß sich ein sehr lebhaftes, nicht nur theoretisches, sondern das Interesse großer Unternehmer der Levante zugewandt hat, die öffentliche Meinung also anfängt, die rechte Richtung einzuschlagen, ist ein erfreuliches Zeichen. Nehmen wir einmal an, der Kaiser habe die Begeisterung für maritime Unternehmungen nur hervorgerufen, um die Aufmerksamkeit der Mächte abzulenken, die uns von unserem wahren Ziele abzuschneiden ein Interesse haben, damit wir Zeit bekommen, uns in Ruhe dort festzusetzen. Da der volkswirtschaftliche Werth der deutschen Kolonien auch heute noch so ziemlich gleich Null ist, behält Bismarck mit seiner ursprünglichen Ansicht über exotische Kolonien Recht: „Ich will gar keine Kolonien; die sind blos zu Versorgungsposten gut. In England sind sie jetzt nichts Anderes, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland —: diese Kolonialgeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Fjenden haben.“ Das Bild paßt freilich nicht ganz;

*) D. h. ohne erheblichen Nutzen für Volk und Vaterland; die jungen Leute selbst haben schon manchen Vortheil davon.

Deutschland hat Hemden und den Pelz dazu, es hat das Nothwendige und das Ueberflüssige und mit den Kolonien hängt es nur werthlose Lappen über den schönen Pelz. Wenn ich sage, es hat das Nothwendige, so meine ich nur, das Nothwendige an materiellen Gütern. Ein anderes sehr Nothwendiges aber fehlt ihm: Grund und Boden für Ackerbaukolonien zur Verweh rung der unabhängigen Existenzen. Und hier trifft sein volkswirtschaftliches und soziales Bedürfnis mit seinen Ansprüchen auf die seiner Volkskraft gebührende Weltstellung zusammen. Geholfen werden kann uns in beiden Beziehungen nur durch eine Erweiterung unseres Gebietes zu Lande, die uns gleich bei einem Blick auf die Landkarte unserem Nachbarn Rußland ebenbürtig erscheinen läßt. Dazu gehört die Annexion der österreichischen Monarchie, der europäischen und asiatischen Türkei, Südrußlands und der baltischen Provinzen. In Asien mag sich dann Rußland ausdehnen, wie es will, und seine Residenz nach Peking verlegen. Nur zusammenhängende Ländermassen begründen eine solide Macht. Ueberseeische Kolonien dagegen schwächen, da sie nicht nur zur Vertheidigung des Mutterlandes nichts beitragen, sondern von diesem vertheidigt werden müssen.

Natürlich kann Das nicht von heute auf morgen geschehen. Es wird vielleicht eine Zeit von fünfzig Jahren erfordern. Die Aufrichtung des jetzigen Deutschen Reiches hat von der Zeit ab, wo Stein und Schön über die Neugestaltung Deutschlands mit einander stritten, einen noch längeren Zeitraum erfordert. Man spottet über Turn- und Gefangefeste, die vor 1870 Deutschland hätten einigen sollen, während das große Werk nur mit Blut und Eisen habe vollbracht werden können. Aber den Schwung der Begeisterung zu erzeugen, mit dem die Deutschen 1870 ins Feld gezogen sind, haben diese Feste doch wohl Etwas beigetragen; auch dazu, die Süddeutschen auf unserer Seite festzuhalten, von denen ein großer Theil aus Haß gegen Preußen zu Frankreich neigte. Vielmehr fordern den Spott jene heutigen Patrioten heraus, die bei jeder Gelegenheit „Deutschland, Deutschland über Alles“ singen, dabei sich aber zum Glauben an das Gottesgnadenthum der Monarchen und ihrer Dynastien bekennen, die deutschen „Unterthanen“ der Habsburger also für verpflichtet halten, bis zum Ende der Zeiten ihren Angehörigen treu zu gehorchen und vorkommenden Falles gegen ihre deutschen Brüder im neuen Reich in den Krieg zu ziehen, und die es ganz in der Ordnung finden, wenn ein deutsches Herzogthum zur Apanage für einen englischen Prinzen verwandelt wird, der es „geerbt“ hat. Nach solcher Logik könnte der ganze deutsche Reichsboden und könnten alle fünfzig Millionen deutscher Bebauer und Bewohner dieses Bodens einmal von englischen und russischen Prinzen geerbt und unter sie vertheilt werden; sind ja doch die Dynastien alle unter einander verwandt. Legitimusmus und

nationale Politik vertragen sich so schlecht mit einander wie Feuer und Wasser. Wir lassen uns von Wilhelm dem Zweiten beherrschen, nicht, weil er uns „geerbt“ hat oder weil es Gottes Gebot ist, einem solchen Erbherrn zu gehorchen, sondern, weil die monarchische Verfassung für einen Großstaat besser paßt als die republikanische, weil es in Deutschland keine tüchtigere Dynastie giebt als die der Hohenzollern und weil die Thronfolgeordnung dieses Hauses vernünftig ist. Wo Das nicht bombenfest steht und offen ausgesprochen wird, wo die Volksmassen noch mit der Theorie von Thron und Altar auf der Stufe der Unmündigkeit festgehalten werden, da kann von nationaler Politik keine Rede sein; da steckt man noch im Patrimonialstaate drin, bekennet sich als Besitztum eines Angestammten und muß das Maul halten, wenn man von einem Engländer oder Russen als Erbstück behandelt wird. Machen die Deutschen mit der nationalen Politik Ernst, dann werden sie, dann wird das deutsche Volk, das keine seine Glieder trennenden Staatsgrenzen anerkennt, im geeigneten Augenblick entscheiden, ob den Habsburgern oder dem Hause Holstein-Gottorp noch länger gestattet werden soll, einen Theil von ihnen zu beherrschen.

Die Ausdehnung der deutschen Herrschaft über die österreichische Monarchie hinaus bis nach Asien ist durch das Bedürfnis nach neuen Arbeitsfeldern geboten (daß es bei uns nicht an Arbeit, sondern an Arbeitern fehlt, ist, wie ich in der „Kleinen Inventur“ gezeigt habe, nur Schein), aber auch durch die Nothwendigkeit, unsere Weltstellung zu behaupten, was nicht möglich ist, wenn unser Staatsgebiet dem russischen nicht ebenbürtig wird. Wir haben nur die Wahl, ob wir diese Gebiete selbst in Besitz nehmen oder als Knechte Rußlands und Englands, vielleicht nur Rußlands, darin arbeiten und diese barbarische Macht gegen ihre eigene Natur noch größer und zur Herrin des kultivirtesten Kulturvolkes, unseres eigenen, machen wollen, nachdem wir ihm schon zu seiner jetzigen Weltstellung verholfen haben; nicht allein durch die Dynastie, die geistigen Kräfte und die Kulturelemente, die wir ihm geliefert haben, sondern auch durch die verkehrte Politik unserer Fürsten, die jene asiatische zu einer europäischen Macht hat heranwachsen lassen. Die Deutschen haben einander in dreihundertjährigen Kriegen zerfleischt und dadurch das zum Herrschen gar nicht befähigte Franzosenvolk vorübergehend zum Gebieter Europas und Rußland zu einer europäischen Großmacht erhoben. Jetzt heßt man die drei Zweige der zur Weltherrschaft berufenen Germanen, namentlich aber den deutschen und den angelsächsischen, gegen einander, obwohl zwischen ihnen gar kein Interessentkonflikt besteht, und kann es so dahin bringen, daß den Russen ein weiterer Machtzuwachs förmlich aufgedrängt, das deutsche Volk aber um seine Weltstellung geprellt wird.

Dem preussischen Bureaokraten flößt selbstverständlich der Gedanke an

ein weites Reich mit einem bunten Völkergewühl, wo Alles aufhört, was er Ordnung nennt, Entsetzen ein. Aber, wie gesagt, die zur Weltwirthschaft und zu Weltreichen hindrängende Entwicklung fragt nicht nach dem persönlichen Geschmack von Excellenzen. Es wäre geradezu lächerlich, wenn sich die berliner Staatsmänner im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität für unfähig erklären wollten, Aufgaben zu bewältigen, die vor 2000 Jahren die römischen mit der dürftigen und unbehilflichen Technik des Alterthumes ganz vortrefflich bewältigt haben und die heute sogar der Russe, wenn auch etwas weniger vortrefflich, bewältigt, — weil er muß. Uebrigens ist die Idee des Nationalstaates nur in dem Sinne berechtigt, daß die Nationalität für die natürliche Grundlage der Staatenbildung erklärt wird. Geht man darüber hinaus und will Staaten, Großstaaten von reiner und ungemischter Nationalität, so stellt man ein schlechtes, weil unnatürliches Ideal auf. Die höheren und die niederen Rassen sind als Herren und Diener, als geistige und körperliche, leitende und ausführende Arbeiter auf einander angewiesen. Eine niedere Rasse, die unabhängig bleibt, versumpft und leistet weder für sich noch für die Menschheit Etwas. Bilden aber Menschen einer höheren Rasse einen reinen Nationalstaat, der weder fremde Elemente aufnehmen noch sich über solche ausdehnen will, so sind sie, wenn sie sich nicht sozialistisch einrichten, genöthigt, einen Theil der eigenen Volksgenossen zu versklaven und dadurch die offene oder latente Revolution in Permanenz zu erklären, da sich die Unterdrückten selbstverständlich nicht in die ihnen zugemuthete Lage fügen. Der zum Herrschen und Leiten Befähigten aber sind viel zu viele, als daß sie alle daheim einen angemessenen Wirkungskreis finden könnten. Und uns besüßert noch dazu der allgemeine Lern- und Bildungszwang eine Unmasse von Leuten, die sich einbilden, zum Leiten und Kommandiren berufen zu sein, wenn sie es auch ihren Fähigkeiten nach nicht sind, und die sich für dienende Stellungen und mühselige, verachtete körperliche Arbeit zu gut halten. In dieser Beziehung stiften ja unsere exotischen Kolonien, die an sich nur eine großartige, der nationalen Eitelkeit schmeichelnde Spielerei sind, einigen Nutzen: sie absorbiren und beschäftigen ein paar hundert oder tausend unruhige, unfähige Köpfe. Die Mischung der höheren mit den niederen Rassen ist also eine von der Natur begründete Nothwendigkeit.

Ist die Wiedervereinigung Oesterreichs mit den im neuen Deutschen Reich gereinten deutschen Ländern die einzige mögliche Lösung des österreichischen Problems, so ist sie zugleich auch eine wirkliche Lösung. Jetzt hat man in Oesterreich vier Staatssprachen, nächstens wird man ein Duzend haben; kein Gedanke daran, daß das Deutsche die eine allgemeine Staatssprache werden könnte. In zwanzig Jahren werden die Deutschen des neuen Reiches und Oesterreichs zusammen 70, in vierzig Jahren 80 Millionen zählen, alle

Nationden der habsburgischen Monarchie und die preussischen Polen zusammen-
genommen aber nur etwa halb so viel. Bei diesem Mischungsverhältniß
versteht sich in Großdeutschland das Deutsche als die eine allgemeine
Staatsprache von selbst; es wird zu ihrer Anerkennung keines Gesetzes be-
dürfen. Zwei Millionen Deutsche kann der als ritterlicher Magyar verkleidete
Hunne mit Fäßen treten, aber achtzig Millionen nicht. Und der Mächtige
darf ungestraft großmüthig, liberal, mild und tolerant sein. In seiner un-
bezweifelten und unangreifbaren Herrscherstellung kann der Deutsche die An-
gehörigen Halbasians in ihren Muttersprachen schwagen, lesen und schreiben
lassen, so viel ihnen beliebt; so viel Deutsch, wie er zum Fortkommen braucht,
wird der Slave, der fortkommen will, ganz von selbst und ungezwungen
lernen. Man sage nicht: Preußen werde ja mit seinen zwei Millionen Polen
nicht fertig; wie solle es erst werden, wenn wir vierzig bis fünfzig Millionen
Slaven, Magyaren, Rumänen und sonstige Fezträger hätten! Die preussische
Bureaucratie, wie sie heute ist, würde auch mit 2000 Polen nicht fertig; sie
wird mit ihren eigenen Beinen nicht fertig, über die sie fällt. Ein preussischer
oder sächsischer Bureaucrat oder Polizist ist im Stande, durch unvernünftige,
die äußerste Opposition hervorrufende Zumuthungen einen kerndeutschen Mann
dahin zu bringen, daß er den Polen heuchelt. Die polnische Frage Preußens
haben nicht die Polen erzeugt: sie ist ein Produkt bureaukratischer und kon-
fessioneller Marotten, die mit ein Wenig Geschäftspekulation verquidelt sind.
Hoffentlich wächst eine neue Generation weiserer Staatsmänner heran, daß
nicht der große Moment ein kleines Geschlecht finde.

Wie Großdeutschland organisiert sein wird, darüber brauchen wir uns
jetzt die Köpfe nicht zu zerbrechen; vielleicht ähnlich dem alten Römerreich:
eine Centralleitung mit weitgehender regionaler und lokaler Selbstverwaltung.
Die Publizistik der Gegenwart hat sich damit noch nicht zu beschäftigen, sondern
nur auf die Richtung hinzuweisen, in der sich die Entwicklung bewegt, und
die Gemüther auf die bevorstehenden Katastrophen vorzubereiten.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Michael Albert.

„Ich bin ein Pionier der Bildung in einem entfernten Erdenviertel
und gehöre jener Handvoll Leute an, die dem großen Volke, zu dem sie sich
zählen, keine Schande machen müssen.“ M. Albert, Novellen.

Sahrhunderte lang galt für die siebenbürgischen Sachsen das Wort: inter
arma silent musae. Das Lied war ihnen verjagt, harte Männerarbeit
hatte das Schicksal diesem winzigen Splitter deutschen Volksthumes auferlegt und

die Hand, die ohne Raft den Pflug, den Hammer und das Schwert zu handhaben sich hatte gewöhnen müssen, war zu schwer geworden, um den Federkiel des Poeten zu führen. Trotzdem hat zu allen Zeiten doch auch eine gewisse literarische und künstlerische Bethätigung das rauhe Tagewerk der Sachsen verschönt und in unserem Jahrhundert hat ihr nationales Leid, ihre nationale Begeisterung Widerhall in dem Sange reichbegabter Dichter gefunden.

Wenn es wahr ist, daß der echte Dichter seine Probleme nicht nur in seiner Zeit findet, sondern auch den Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten berufen ist, dann hat die sächsische Dichtung eine besondere Berechtigung. Die Kämpfe der Sachsen sind zum großen Theil ganz anderer Natur als die des großen deutschen Volkes. Das sächsische Leben in seiner Eigenart, die Berechtigung seiner kulturellen Einrichtungen, die nationalpolitischen Gestaltungen und Ausstrahlungen: Das sind die Probleme, die vor Allem diesen deutschen Stamm erregen, der Stoff, den seine Dichter, wenn sie das Herz des Volkes rühren wollen, gestalten müssen.

Zwei hervorragende Persönlichkeiten sind es, die hier, seit den sechziger Jahren, in der neumagyarischen Periode hervorgetreten sind: Traugott Teutsch und Michael Albert. Das Lebenswerk des Jüngeren, Michaels Albert, liegt abgeschlossen vor uns und dürfte auch den deutschen Leser interessieren, denn es zeigt, welche ungebrochene geistige Kraft noch in unserem wetterharten Stamme webt.

Albert wurde am einundzwanzigsten October 1831 zu Trappold, einem ansehnlichen Dorf nicht weit von der Stadt Schäßburg in Siebenbürgen, geboren. Elf Jahre alt, bezog er das Gymnasium dieser Stadt. 1857 absolvirte er die Schule und wurde Hörer an der Universität Jena, um sich dort für das Lehr- und Pfarramt vorzubereiten. Alles Neue dort wirkte mächtig auf ihn ein, die gemeinsamen Ausflüge der Kommilitonen, die schwungvollen Vorträge Kunos Fischer; ein freisinniger, wissenschaftlicher Geist befruchtete damals, wie er selbst berichtet, die theologischen Studien und über Allem waltete die große literarisch-historische Erinnerung. 1859 studirte er in Berlin und ein Jahr später in Wien. 1860 kehrte er in die Heimath zurück und wurde als Gymnasiallehrer in Bistritz, ein Jahr später in Schäßburg angestellt. Viele Generationen sahen dort lernend zu seinen Füßen; und als man den seltenen Mann am einundzwanzigsten April 1893 zu Grabe trug, da galt die sächsische Trauer nicht nur dem Dichter, sondern auch dem unvergeßlichen Lehrer. „Meine schriftstellerische Thätigkeit“, schreibt er in seiner Selbstbiographie, „stand mit diesem Beruf im besten geistigen Einklange.“ Von Anfang an veröffentlichte er Verse und Prosa, gesammelt in den „Gedichten“ (Hermannstadt, Krafft 1893), und in „Altes und Neues“ (Hermannstadt, Krafft 1890). 1883 schrieb er sein Erstlingsdrama: „Die Flanderer am Alt“ (Historisches Schauspiel in fünf Akten, zweite Auflage, Leipzig, Otto Wigand), 1886 „Hartened“, Trauerspiel in fünf Akten (Hermannstadt, Krafft) und sein Nachlaß enthielt: „Ulrich von Hutten, historisches Drama in fünf Akten“ (Hermannstadt, Krafft 1893).

Zu einer seiner Novellen bemerkt er, es sei der Fluch oder besser der Stempel, den das Geschick seinem Volk ausgebrüht habe, daß Keiner, der in ihm groß geworden sei, aus seinem Wesen heraustreten könne. Jeder sei mit seinem innersten Fühlen, mit den Fasern seines tiefsten Lebens mit diesem Stamm verschlungen, der, so klein er sei, sich durch alle Kämpfe der Jahr-

hunderte rein und unvermisch't erhalten habe. Mehr als für jeden Andern gilt dies Wort für ihn selbst. Das sächsische Bauerndorf grüßt er mit den Worten:

„Vom Dorf, drinn' ich geboren,
 Trieb weit mich das Geschick;
 Das Dorf, das ich verloren,
 Grüßt jezt im Traum mein Bild.
 Des Lebens bitterm Kummer
 Daheim empfand ich nie;
 Es tauschte mich in Schlummer
 Der Baum der Poesie.“

Die Kämpfe, die sein Volk um die nationale Existenz zu führen hat, treten sparsam umhüben hervor. Er hat manches epigrammatische Wort zugehört, was die Sachsen immer und immer wieder daran mahnen soll, daß der Geist stärker sei als die brutale Gewalt, vor Allem der Geist, der aus demselben Borne schöpft, aus dem sich Luther, Goethe und Schiller verjüngende Zauberkräfte getrunken haben. So wollen seine Dramen verstanden sein, so wollen aber auch seine Novellen gewürdigt werden: die Novellen als realistische Schilderungen sächsischen Volkslebens, die Dramen als lebenskräftige Gestaltungen der todenden Kulturarbeit der Sachsen. Seltener schildert er den nationalen Gegner. Wo es aber geschieht, in seinen Novellen kurz und schlagend, eingehender und gewichtiger im Drama „Hartenack“, da verfährt er immer mit deutscher Unparteilichkeit. In seiner ganzen ursprünglichen Kraft, seinem selbsteigenen Wesen tritt der Herr des Landes, der Ragyar, vor das Auge des Lesers. Rücksichtslos und gewaltthätig, ein Kind des Augenblicks und ein Spielball seines heiß wallenden Blutes, ein Lebemann, der im Kreise froher Jecher dem spielenden Zigeuner sorglos die letzte Hunderter-Note hinwirft, „während schon dieser Anblick dem sparsamen sächsischen Pflanzler den Eindruck macht, als reiße man von seiner eigenen Haut einen Fetzen weg“. Aber auch seinem Edelmuthe, seiner Ritterlichkeit und Geradsheit, so weit sie nicht durch die leidige Politik und nationalen Dünkel verkrüppelt sind, leiht unser Dichter helltönende Worte.

Die zünftige Kritik mag Vieles an seinen Werken auszusprechen haben, Eins aber kann sie ihnen nicht absprechen: der individuellste Herzschlag des sächsischen Volkes pocht in ihnen, ein seltener Stimmungzauber strömt von ihnen aus und ihre humorvolle und farbige Kleinmalerei grenzt manchmal an die Art Gottfrieds Keller. Die Sprache der letzten Schöpfungen erinnert an die Meisterwerke der deutschen Klassiker. Im Banne Schillers steht der Dichter in seinen Dramen.

„Wer seid Ihr, wer bin ich?

Eintagsgeschöpfe, flücht'ge Einzelwesen!

Ein Volk ist mehr; ein Volk nur hat Bestand.

Und in dem Volk die fernste Zukunft leben,

Ist unserer Thaten Sporn, des Daseins Kern.“

Solche Verse wären ihm ohne Schillers Vorbild nicht gelungen; und dieses Vorbild blüht überall auch in unzähligen kleinen, rührenden Zügen auf, — ein ergreifender Beweis dafür, wie das sächsische Volk in allen seinen Lebensfasern am deutschen Mutterlande hängt.

Noch Manches ließe sich von den Erzählungen sagen, die moderne sächsische Verhältnisse und Menschen darstellen: Verhältnisse, wie sie die einfache Lebens- und Anschauungsweise des Bauern und kleinen städtischen Bürgers mit sich bringt, Menschen, in denen noch der gewaltige, redenshafte Bauerntroß lebt, wie ihn Zimmermann im Oberhof schilderte. Ausgezeichnet ist vor Allem die Erzählung „Die Dorfschule“.

Sieht Albert als Erzähler das reale Leben wieder, so verkörpert er als Dramatiker die Ideale, die den Bestand des Sächenthumes bisher gefestigt und erhalten haben: die bedingungslose Hingabe an das eigene Volksthum und den geistigen und sittlich-religiösen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande.

„Hier stirbt das Deutsche nicht, darauf vertraut!
Wir kamen nicht zu flücht'ger Rast ins Land . . .
Mit Schweiß und Blut, mit Herzeleid und Wagniß
Verpflichten wir zur Heimath uns die Scholle“,

heißt es in den „Mandereern am Alt“. Das Schönste ist ihm jedoch in seinen Gedichten gelungen. Wohl dient auch seine Lyrik dem Volk, aber daneben quillt das allgemein menschliche Empfinden aus unverfälschtem Born. Ein Beispiel: Im Brautschmuck steht der Baum. . .

„Es hat um ihn gefreut
Die jugendliche Sonne;
Er steht zum Fest bereit
In Demuth und in Wonne.

Ein Ahnen wunderbar
Scheint heimlich ihm zu sagen:
Du sollst in diesem Jahr
Die ersten Früchte tragen.“

Am Reichsten strömt sein Sang, volltönig und in gewaltigen Rhythmen, wo er von seines Volkes Leiden und Freuden handelt. Frohgemuth begrüßt er die neue Zeit; dann beklagt er trauernd, wie Viele zum Grenzthor hinausgezogen sind, um nicht zurückzukehren, seit die freundlichen Geister allhier so Land wie Volk verlassen haben.

Möge dieses in flüchtigen Strichen hingeworfene Bild den Einen oder Anderen veranlassen, dem treuen Verkünder der sächsischen Volksseele näher zu treten. Und möge er sich daran erfreuen, wie hier deutsche Geisteskraft ungebroschen fortwirkt und wie unser wetterharter Stamm, trotz seiner Kleinheit, trotz seiner Armuth und in aller seiner bitteren politischen Noth, noch edelste Frucht trägt.*)

Schäßburg (Siebenbürgen).

Dr. Hans Wolff.

*) Eine gute Biographie Alberts von Adolf Schullerus ist im vorigen Jahr bei W. Kraft, Hermannstadt, erschienen.



Richard Strauß und seine Leute.

Niemals hat es an Auslegern und Unterlegern gefehlt. Der schaffende Künstler hat sich nie darum gekümmert; er zeugte sein Werk und überließ den kritisirenden Aesthetikern, seine geheimen Absichten herauszulesen oder geheime Absichten hineinzulesen, die er niemals gehabt hatte. Es wurde nachträglich fleißig erklärt und erläutert und in den Köpfen spekulativer Phantasten entstanden Analysen, über die nicht zum Wenigsten der Schöpfer des analysirten Werkes selbst verwundert sein durfte. Noch kürzlich spottete ein Komponist, der gern von seinen eigenen Intentionen redet, jener „rührenden Menschen, die aus Allem und Jedem Intentionen herausschnüffeln wollen“, und aus dem bekannten Wort: „Legt Ihr's nicht aus, so legt Ihr's unter“ spricht gleichfalls die unverhohlene Verachtung der philologischen Kritik.

Heute ist, so weit ein gewisser Theil der musikalischen Produktion in Betracht kommt, die interpretirende Gehirnthätigkeit allerdings durch die detaillirten Programme, die die Komponisten ihren Werken begeben, überflüssig geworden. Konnten sich die Aesthetiker etwa über den poetischen Inhalt einer beethovenschen Symphonie nicht einigen, so ist ihnen jetzt jedweder Zweifel über Das, was die jüngsten Symphoniker in ihren Schöpfungen haben ausdrücken wollen, benommen. Um nicht ganz aufs Trockene gesetzt zu sein, sind sie nunmehr gezwungen, ihren Scharfsinn in anderer Weise zu üben. Sie werden zum Beispiel nachweisen können, daß die malende Musik ein Uebing und jede Exkursion in ihr Gebiet eine Verirrung sei.

Die Entartung der Programm-Musik hat unsere Generation wie eine schwere Krankheit befallen. Der Weg, den der große Techniker der Komposition, Hector Berlioz, mit einer bis dahin unerhörten Konsequenz beschritten, den Franz Liszt weiter verfolgt hatte, ist von Richard Strauß bis zu dem Punkt zurückgelegt worden, wo er sich deutlich als eine Sackgasse erweist, selbst für die Leute, die bis zu den phantastischen Don Quixote-Variationen noch geglaubt hatten, daß die Linie Berlioz-Liszt-Strauß usque ad infinitum weiter gezogen werden könnte und schließlich zu ungeahnten Bereicherungen des musikalischen Ausdrucksvermögens führen würde. Die Berranntesten haben sich in utopistischen Träumereien sogar dem Glauben hingegeben, die Musik ließe sich in dem Sinne zu einer Allerweltsprache ausbilden, daß sie einmal im Stande sein würde, Alles, was die Menschheit bewegt, anschaulich und unzweideutig zu schildern, nicht nur das Subjektive der Welt, sondern auch die Erscheinungen selbst. Der Berranntesten einer ist Strauß. Er war es wenigstens, als er seinen „Don Quixote“ schrieb. Er sah sich ad absurdum geführt und zur Umkehr gezwungen und schrieb die Tondichtung „Ein Heldenleben“. Zwischen ihr und dem „Don Quixote“

liegt die Umkehr in Folge gewonnener Einsicht, das Rückwärtsstreben aus jener Sackgasse, deren Gefährlichkeit der Komponist, der nicht so beschränkt ist, wie ihn uns seine Korybanten darstellen, zwar etwas spät, aber doch noch nicht zu spät erkannt hat. Es ist eine Umkehr im Innersten, nicht etwa eine Umkehr in technischer Beziehung und keine Verzichtleistung auf die Fülle der orchestralen Hilfsmittel, die durch ihn eine so fortgesetzte und bedeutame Erweiterung erfahren haben. Aber er befaß sich auf sich selbst und auf das Wesen und die Würde der Kunst, der er dient.

Die lustigen Panegyriker geben natürlich eine Umkehr nicht zu. Sie können sie auch nicht gut zugeben, da sie bisher Alles, was ihr Meister geschaffen hatte, überaus herrlich gefunden haben. Sie scheiden aber nicht den Kern von der Schale; sie sehen einen orchestralen Aufwand, der größer ist als im „Don Quixote“, und sehen zugleich ein unbeirretes Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege überhaupt. Sie werden, wenn es dem Komponisten einfallen wird, statt der angewandten acht Hörner zwölf zu nehmen, wiederum mit dem spöttischen Lächeln ihrer eingebildeten Ueberlegenheit anrufen: „Er scheint nun einmal keine Vernunft annehmen zu wollen, dieser Richard Strauß; ein verzweifelter Fall, scheint's!“ Und dann passiert es ihnen vielleicht, daß Strauß, trotz den zwölf Hörnern, ein ganz Anderer geworden ist, — ein ganz Anderer, als Der war, den sie selbst so lärmend gefeiert haben, und daß die Leute, die ehemals „bedenklich ihre Häupter gewiegt“ haben, trotz den zwölf Hörnern, d. h. trotz dem noch unerhörten Aufgebot an Instrumenten und trotz dem dadurch erzielten unerhörten Klangfarben, dem neuen Werke Geschmack abgewinnen werden. Dann würde es für sie an der Zeit sein, bedenklich ihre Häupter zu wiegen, gäbe es zu ihrer Beruhigung nicht immer noch den Ausweg: „Seht, nun hat er sich endlich siegreich durchgesetzt. Wir haben Das schon lange gewußt; was sind wir doch für helle Köpfe!“ Denn darauf kommt es ihnen an: als weitblickende Erkennen des Großen sich herauszuheben, sich ein Piedestal zu schaffen und so für sich selbst den Schein eigener Bedeutung zu gewinnen. Der Rigorismus, mit dem sie dabei verfahren, ist ungemein possirlich; wer anders denkt und urtheilt als sie, wird als bedauernswerther Hinterwälder bezeichnet. Sie haben meistens nicht die Fähigkeit, etwas Positives über die verfochtene Sache selbst auszusagen; dafür bearbeiten sie aber die Anderen, denen „die wahre Erkenntniß“ mangelt, mit Knütteln. Manche machen dermaßen ein Geschäft aus dem Vahnbrechen für aufstrebende „Genies“, daß sie sich völlig kritiklos in die heterogensten Erscheinungen festbeißen, wobei es ihnen nichts verschlägt, gelegentlich auch einen ausgemachten Stämper auf den Schild zu heben. Die Masse muß es eben bringen, denn Einer oder der Andere von den Beweihräucherten gelangt am Ende doch zu allgemeiner Anerkennung. Dann

ist der Zweck erreicht, — und auf einen vorhergegangenen Irrthum mehr oder weniger kommt es nicht an. Ich kann mir an dieser Stelle nicht versagen, eine der ergößlichsten Stilblüthen niedriger zu hängen, die es in der „Neuen Musikalischen Rundschau“ zu pflücken gab. Da hieß es nämlich am Schluß eines Artikels, der an fastigem Ueberschwang das Unmögliche leistete: „Alle aber waren der Empfindung voll, daß es etwas ganz Großes und Gewaltiges sei, das da in Tönen an ihnen vorübergezogen war. Und ich wage kühnlich, zu behaupten, daß Richard Straußens ‚Also sprach Zarathustra‘ einen Gipfel in der Kunstgeschichte vorstellt, weit Alles überragend, gleich der ‚H-moll-Messe‘, der ‚Reunten‘ und dem ‚Tristan‘.“

In der That: man mag darüber nachdenken, so viel man will: man wird diese Behauptung nicht anders bezeichnen können, als wie sie der Schreiber selbst bezeichnet hat. Sie ist eben einfach „kühnlich“. Diesem beflissenen Trompeter ist vermuthlich beim „Don Quixote“ der Athem schon ausgegangen. Er hat seinen höchsten und stärksten Ton geblasen; denn wir kennen kein Tonwerk, das wir über die „H-moll-Messe“ oder über die „Reunte“ — in puncto: „Tristan“ mache ich nicht mit — stellen können. Ich habe nicht vernommen, ob die selbe Ehre, da Strauß doch unbeirrt vorwärts schreitet, seinen beiden jüngeren Werken zu Theil geworden ist. Jedenfalls wäre diese Rangverleihung zur nothwendigen Konsequenz geworden. Bei Alledem muß sich der ruhige Beobachter innerlich fragen: Nützen solche unsinnigen „Behauptungen“ der Sache; sind sie nicht vielmehr danach angethan, die Gemüther zu verwirren und den Widerspruch Derer herauszubeschwören, die, wie es sich gehört, mit Gemessenheit, meinethwegen auch mit scharfer und schärfster Betonung ihrer Einwände, der natürlichen Entwicklung des in Sturm und Drang treibenden Komponisten entgegensehen? Muß ein also Gefeierter, wofern er eine Persönlichkeit von wirklichem Werth und von Takt ist, sich nicht angewidert von solchem Gebahren abwenden? Sicherlich: Strauß wird unbeirrt seinen Weg vorwärts schreiten, unbeirrt durch die Anfeindungen seiner Gegner, aber, so wollen wir hoffen, auch unbeirrt durch die Lobhudeleien seiner Anhänger.

Wie die Sachen augenblicklich liegen, hat er sich, wie gesagt, zu einer Umkehr bequem. Er hat sich durch eigenes Besinnen oder durch die Stichhaltigkeit objektiver Aussetzungen bestimmen lassen, eine andere Marschroute einzuschlagen, um denn ein anderes Bild zu gebrauchen als das der verpönten Umkehr. Im „Don Quixote“ sehen wir ihn, wie in „Also sprach Zarathustra“ und in der Mehrzahl seiner Werke, sich einer bedeutenden Dichtung als Felsbrücke zum großen Erlebnis bedienen. Es war das offenbare Zeichen schöpferischer Unkraft, daß er Nietzsches und Cervantes musikalisch zu illustriren unternahm. Das Aufbauen einer langathmigen symphonischen Dichtung

an der Hand eines im Voraus bis in alle Einzelheiten festgelegten poetischen Programmes muß entschieden den Schein erwecken, das es dem Komponisten schwer wird, zu produziren, ohne durch Anleihen bei der Schwesterkunst eine ganz bestimmte Reihe von Vorstellungen in sich wach zu rufen. Nicht das eigene große Erlebnis führt ihn zur Konzeption und Ausgestaltung des Kunstwerkes, sondern das große Erlebnis eines Anderen. Er entkleidet die Musik ihrer Selbständigkeit und bindet sie an eine andere Kunst, deren Wesen von dem der Musik verschieden ist, — wie denn die Musik überhaupt eine Sonderstellung unter den Künsten einnimmt. Er bindet sie an die Schwesterkunst und zwingt sie, auszudrücken, was eben nur dieser Schwesterkunst auszudrücken möglich war, — dieser oder den anderen Schwesterkünsten.

Da wir in der Musik nicht „die Nachbildung, Wiederholung irgend einer Idee der Wesen in der Welt“ erkennen, vielmehr in ihr das tiefste Innere unseres Wesens zur Sprache gebracht sehen, können wir nur den Ausdruck der Leidenschaften und nicht die Malerei der Dinge von ihr erwarten und verlangen. „Jedoch redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe,“ sagt Schopenhauer, „als welche die alleinigen Realitäten für den Willen sind: darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopf unmittelbar nichts zu sagen hat und es ein Mißbrauch ist, wenn man ihr Dies zumuthet, wie in aller malenden Musik geschieht, welche daher, ein für alle Mal, verwerflich ist, wenngleich Haydn und Beethoven sich zu ihr verirrten.“ Wenn man allerdings die Programm-Musik Haydns und Beethovens mit den modernen Entartungen vergleicht, so könnte man in Versuchung gerathen, jene gar nicht als Programm-Musik anzuerkennen.

Das Programm der „Pastorale“ lautet: „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande“, „Szene am Bach“, „Lustiges Zusammensein der Landleute“, „Donner, Sturm“, „Hirtengesang. Frohe, dankbare Gefühle nach dem Sturm“. Es sind kurze, prägnante Ueberschriften der einzelnen Sätze, die die Phantasie des Hörers in bestimmte Bahnen lenken, — die Phantasie des Hörers, der zu versuchen gewohnt ist, „jene ganz unmittelbar zu uns redende, unsichtbare und doch so lebhaft bewegte Geisterwelt zu gestalten und sie mit Fleisch und Bein zu bekleiden, also sie in einem analogen Beispiel zu verkörpern.“ Strauß aber will nicht zum Herzen sprechen, sondern zum Kopf; er möchte die Phantasie nicht anregen, sondern versucht, sie zu inebeln. Man braucht nur das zusammensaffende Programm seines „Don Quixote“, in dem auf die hundert Bedeutungen der einzelnen Motive, ihrer Umgestaltung und ihrer Zusammenschweifung noch nicht einmal hingewiesen ist, zu überlesen, um sofort zu erkennen, daß hier der Ausdrucksfähigkeit der Musik so Unmögliches aufgebürdet ist, daß diese Aufbürdung entweder als schwerer fundamentaler Irrthum oder als Spielerei ausgelegt werden muß.

Das Programm lautet: „Introduction: Don Quixotes Art und Gesinnung, wie sie durch die Lecture der alten galanten Ritterromane allmählich sich gestaltet und verirrt bis zu seinem Entschluß, als fahrender Ritter auf Abenteuer auszugiehen. Thema: Der Ritter vom der traurigen Gestalt (nun vielfach von einem Solo-Violoncell dargestellt) und sein pfiffig bäurischer Schildknappe Sancho Panza (Baßklarinetten und Tenortuba, dann meistens Solo-Bratsche). Erste Variation: Der Austritt. Der Windmühlen-Kampf. Zweite Variation: Der siegreiche Kampf mit der Hammelherde. Dritte Variation: Ein Gespräch zwischen dem idealen Don Quixote und dem nüchtern-materiellen Sancho. Vierte Variation: Der Kampf gegen eine Büßerschaar. Fünfte Variation: Die nächtliche Wachenwache, treues Gedenken an Dulcinea. Sechste Variation: Begegnung mit einer Bauerndirne, die Sancho seinem Herrn als Dulcinea bezeichnet. Siebente Variation: Der eingebildete Ritt durch die Luft auf dem hölzernen Pferd. Achte Variation: Die Fahrt auf dem verzauberten Rachen (Barcarolle). Neunte Variation: Der Kampf gegen vermeintliche Zauberer, zwei Psefflein auf ihren Maulthieren. Zehnte Variation: Der Zweikampf mit dem Ritter vom blanken Mond. Don Quixote, zu Boden gestreckt, sagt den Waffen Valet und wird Schäfer. Finale: Don Quixotes letzte Tage im Beschaulichkeit. Sein Tod.“

Das ist aber nur ein kurzes, die Hauptpunkte bezeichnendes Programm. Ueber die Details seiner Intentionen läßt uns der Komponist durch Arthur Hahn unterrichten, der bei Bechthold in Frankfurt am Main ein ausführliches ProgrammBuch herausgegeben hat. Dieses ProgrammBuch beruht auf den eigenen Anweisungen des Komponisten und enthält also nicht etwa Dinge, die der spekulativen Phantasie eines kühnen Analytikers entsprungen sind, oder gar Ergüsse eines lustigen Schalks. Und doch muthet es durchweg fast so an, als ob Spott und Satire dem Verfasser die Feder geführt hätten. Es in allen seinen geradezu absurden Einzelausführungen zu beleuchten, würde zu weit führen. Einige Stellen daraus, im Verein mit dem mitgetheilten Programm, werden genügen, um den Geist erkennen zu lassen, aus dem die phantastischen Variationen geboren sind.

Zuerst wird das thematische Material bekannt gegeben. Ein Thema wird notirt, das „die ritterliche Art und Gesinnung im Allgemeinen“, dann eins, das „die ritterliche Galanterie im Besonderen“, dann eins, das „die bekannte Neigung Don Quixotes zu falschen Schlüssen“ (!) charakterisirt. Im weiteren Verlauf wird nun das erste Thema „in eigenthümlich verschüdelter Weise weitergesponnen“, wodurch sich uns der lesende Don Quixote darstellen soll. Wir erfahren auch gleich, was er liest und was für Gestalten in seinem Hirn rumoren. Da ertönt nämlich eine schwachende

Melodie der Oboe und sofort weiß der Hörer, daß in ihr das Frauenideal der Ritterzeit, die Dame, unter deren Zeichen und zu deren Preis der auf Fahrten ausziehende Kämpfer seine Thaten vollführt, versinnlicht ist. Trompeten ertönen. Das heißt: ein Ritter zeigt sich. Eine Tuba ertönt. Das heißt: ein Riese zeigt sich. Und Trompetengeschmetter und Tubatöne zusammen heißen: ein Ritter sichts gegen einen Riesen. Die Sache erhält aber noch eine andere tiefe und ungemein sinnreiche Beziehung dadurch, daß die Trompeten, die Tuba, ja wirklich die Tuba — eine Neuerung, die im Lager der Straußianer als unerhört genial gefeiert wurde — und fast alle übrigen Instrumente mit Dämpfern gespielt werden. „Durch die Eigenthümlichkeit der damit erzielten Klangfarbe sollen die nach einander auftretenden Gestalten ausdrücklicher als Phantasiegeschöpfe charakterisirt werden, von denen sich dann der lesende Don Quixote als einzige reale Erscheinung abhebt, indem sein Thema stets ohne Dämpfung zu Gehör kommt.“ Nun ertönt wieder das Thema, das den lesenden Don Quixote charakterisirt, mit ihm kontrapunktirend das Thema, das das ritterliche Frauenideal charakterisirt. Das bedeutet dem unentwickeltesten Musikverständnis eine kontrapunktische Verknüpfung zweier Themen, die alles Mögliche ausdrücken können, dem entwickeltesten hingegen, an den Strauß sich wendet, „sagt die Verknüpfung, daß Don Quixote immer eifriger liest und daß das ritterliche Frauenideal es ihm offenbar angethan hat.“ Jetzt kommt er an ein Kapitel, in dem ein anfänglich kräftig und selbstbewußt auftretender Ritter (Thema 5a, Hörner mit Dämpfern) sich ganz dem Frauenthume hingiebt und, umstrickt von den Liebeswegen seiner Schönen (Thema 5b, Solo-Violine mit Dämpfer), mehr und mehr verweichlicht (Thema 5c, Horn, Violoncello) und endlich durch Galanterie völlig zu Grunde geht (Thema 5d). Dann markiren die Bratschen die Gestalt eines hübschen Ritters; und endlich tritt noch ein allgemeiner Typus ritterlicher Kraft auf. Es folgt nun „eine reiche polyphone Verwebung der betreffenden Themen“. Das bedeutet: Don Quixotes Verstand trübt sich zusehend. In Trompeten und Posaunen erscheint das ritterliche Art und Gemüth charakterisirende Thema. Das bedeutet: ein Plan reißt in Don Quixote. Ein jähes Harfen-Glissando führt zu den grellsten Dissonanzen. Das bedeutet: eine Katastrophe kündigt sich als unmittelbar bevorstehend an. Das Orchester thut einige wuchtige Schläge. Das bedeutet: Don Quixote ist übergeschnappt. „Die Fortissimo-Ansätze des Rittermotivs und endlich eine Fermate auf tiefem a bekräftigen auf das Nachdrücklichste den unerschütterlichen Entschluß: er will selbst ein fahrender Ritter werden.“

Das ist der „Inhalt“ der Introduction. Die Erläuterungen des Themas, der zehn Variationen und des Finales sind alle in dem selben Stil gehalten.

In der zehnten Variation kämpft Don Quixote mit dem Ritter vom blanken Mond. Er wird besiegt, muß sich den Bedingungen des Kampfes fügen und zieht heimwärts. „Wie es in seinem Gemüth aussieht, Das sagt uns das schmerzlich wilde Durcheinander seiner Motive, während Sancho schon seine Freude darüber nicht mehr verbergen kann, daß es zurück in die Heimath geht.“ Da bekommt die Musik eine pastorale Färbung, was nicht mehr und nicht weniger zu besagen hat, als daß Don Quixote beschließt, Schäfer zu werden und als Schäfer sein Dasein beschaulich zu beenden. „Noch einmal bricht der Schmerz um sein verlorenes Ritterthum heftig hervor; darauf beginnt es sich plötzlich in seinem Innern aufzuhellen (aufwärts steigende Holzbläser-Akkorde). Es wird immer klarer in seinem Geist und endlich will sich auch der letzte Rest des Wahnes, der ihn umfassen hält, lösen (Dominant-Septimen-Akkord von D-dur in lichtester Höhe). Die heftigen Gemüthserschütterungen sind von heilsamster Wirkung gewesen. Don Quixotes Verstand wird wieder hell und klar und frei von den Schatten der Unvernunft.“

„So weit das Programm. Ganz Deutschland schenkt es ihm: solche Wegweiser haben immer etwas Unwürdiges und Charlatanmäßiges. Der zart sinnige, aller Persönlichkeit mehr abholde Deutsche will in seinen Gedanken nicht so grob geleitet sein; schon bei der Pastoral-Symphonie beleidigt es ihn, daß ihm Beethoven nicht zutraute, ihren Charakter ohne sein Zuthun zu errathen. Der Mensch besitzt eine eigene Scheu vor der Arbeitsstätte des Genius: er will gar nichts von den Ursachen, Werkzeugen und Geheimnissen des Schaffens wissen, wie ja auch die Natur eine gewisse Zartheit bekundet, indem sie ihre Wurzeln mit Erde überdeckt. Verschließe sich also der Künstler mit seinen Wehen; wir würden schreckliche Dinge erfahren, wenn wir bei allen Werken bis auf den Grund ihrer Entstehung sehen könnten.“ So spricht sich Robert Schumann über die „Symphonie phantastique“ von Hector Berlioz aus. Die Abwehr müßte Straußens „Don Quixote“ gegenüber um so viel schärfer ausfallen, als sein Programm zerrissener, äußerlicher und spielerischer ist. Wohl ließen sich die ewigen großen Werthe aus dem Roman des genialen Spaniers herausnehmen und musikalisch umprägen. Aber Strauß hat nicht verstanden, aus eigener Kraft Neues zu geben, sondern sich damit begnügt, oberflächlich zu illustriren. Er greift zehn Episoden heraus, gruppirt sie für seine Zwecke und hat damit den Stoff für zehn Variationen. Er erfindet zwei Hauptthemen, das eine für den Ritter von der traurigen Gestalt, das andere für einen pfliffigen Schildknappen: nun hat seine Phantasie freie Bahn und Wegzehrung und das Spiel beginnt mit dem ganzen Aufgebote einer Technik, die hiermit aufgehört hat, Mittel zum Zweck zu sein, und in fast peinlicher Weise Selbstzweck geworden ist. Er unternimmt, in buntem Aufeinander

und Durcheinander, die Musik Empfindungen und Leidenschaften, reale Dinge und konkrete Vorgänge schildern zu lassen. Wäre die Welt mit dem Begriffe Programm-Musik nicht bereits gar zu vertraut, um nicht zu sagen: infiziert, wäre sie in ihrer Denkfaulheit nicht bereits dem Wahn verfallen, die Musik ließe sich thatsächlich in der Richtung sprachlicher Ausdrucksfähigkeit nach Belieben potenziren, wäre sie mit einem Wort naiver, so müßte sie unsehlbar in ein schallendes Gelächter über ein Programm ausbrechen, wie es Strauß seinen phantastischen Variationen zu Grunde gelegt hat. Oder wäre etwa der ganze „Don Quixote“, wofür ihn einige Straußianer haben erklären wollen, ein einziger ungeheurer Witz? An diese Unterfchiebung glaube, wer mag. Ich für meinen Theil glaube, daß diese Erklärung nichts weiter vorstellt als das verkappte, sauer-süße Eingeständniß von Leuten, denen die hypergenialische Offenbarung ihres Lieblings selbst nicht ganz geheuer ist.

Mit seinem Werk „Ein Heldenleben“ hat Strauß in eine Bahn eingelenkt, die er hoffentlich fürderhin, ohne sich durch zweifelhafte Experimente ablenken zu lassen, weiter verfolgen wird. Er hat sich hier der Eiselbrücke einer bedeutenden Dichtung entschlagen und zum ersten Male mit vollkommener Bewußttheit das eigene Erlebnis zum Gegenstand seiner Schöpfung gemacht. Daß Das einen großen Fortschritt bedeutet, werden nur jene erregirten Anhänger nicht begreifen, die zu Allem, was er bisher geschaffen hat, Ja und Amen gesagt haben. Der Held ist er, das Heldenleben ist sein Leben! Das Programm lautet: „Der Held“, „Des Helden Widersacher“, „Des Helden Gefährtin“, „Des Helden Wahlstatt“, „Des Helden Friedenswerke“, „Des Helden Weltflucht und Vollendung“. Die Arbeit ist klar disponirt, nach rein musikalischen Gesichtspunkten monumental aufgebaut und gliedert sich dem Hörer in sechs breite Abschnitte von übersichtlicher Plastik. Die Musik ist allerdings nicht ganz der reine Ausdruck der Affekte, sondern dient in einzelnen Partien noch dem Streben, „die Dinge zu malen“. Wer möchte dem Komponisten aber verargen, daß er zum Beispiel seine Widersacher schildert, als ob sie Alle hämische, geifernde, giftige Trottel wären? Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß selbst großen Künstlern das blödeste Geraspel ihrer Korybanten lieblichere Musik ist als das absprechende Urtheil ernster, sachlicher und sachkundiger Gegner, mag es zehnmal berechtigt sein. Wer möchte ihm ferner verargen, daß er sich selbst als Helden seiner Tonichtung behandelt hat, sich selbst und sein Erlebnis im Kampf um die Anerkennung der Welt, — was aus dem „Des Helden Friedenswerke“ betitelten fünften Abschnitt, in den er Motive aus seinen früheren Werken hineingearbeitet hat, unzweideutig hervorgeht? Und doch hat man ihm Das verargt; daß aber seine Freunde geglaubt haben, ihn in Schutz nehmen zu müssen, und be-

haupten, er habe sich selbst gar nicht gemeint: Das ist das Komische an der Affaire.

Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung Straußens zu unterschätzen, am Allerwenigsten seine Bedeutung in Bezug auf die Vereinerung der orchestralen Hilfsmittel. Er und Gustav Mahler sind die beiden einzigen lebenden Symphoniker großen Stiles, die ernst zu nehmen sind, und über Beide werden wir so bald noch nicht ins Reine kommen, denn Beide befinden sich auf der Mittagshöhe ihres Schaffens. Dem Einen oder dem Anderen den Vorzug zu geben, ist schließlich Sache des Geschmacks. Mir persönlich gewährt Mahlers Kunst mehr. Sie ist reifer und tiefer, auch will mir scheinen, als ob er die stärkere ursprüngliche Veranlagung besäße. In technischen Dingen geben Beide einander schwerlich Etwas nach. Ich habe stets als ungerechtfertigt empfunden, wenn bei der Werthung technischer Errungenschaften Strauß allein ins Feld geführt wurde. Strauß verdankt gerade hierin seinem Rivalen mehr, als seinen Anhängern bekannt zu sein scheint.

Max Marschall.



Der Schmetterling.

U n t e n .

Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf. Da ward er in der Freiheit sich erst seiner Schönheit bewußt und vor Allem freute er sich, mit einem Blick von droben so viel, viel mehr zu umspannen, als unten je möglich war.

„Kommt!“ schien er den Andern zuzurufen, die unten auf der blumigen Wiese spielten.

„Wir nippen unseren Honig und bleiben hier.“

„Ach, wenn Ihr wüßtet, wie herrlich es droben ist! . . . Kommt, kommt!“

„Giebt es bei Dir auch Blüthenkelche und Honig, den wir Schmetterlinge zum Leben nöthig haben?“

„Man kann von hier alle Blumen auf einmal sehen und ihre Pracht ist unbeschreiblich . . .“

„Ja, aber der Honig?“

Freilich, Honig war da oben nicht!

Und darum dauerte es nicht lange . . . und der stolze Schmetterling, dem es unten nicht gefallen hatte, wurde müde . . .

Er wollte aber oben bleiben! Es war so herrlich, Alles zu übersehen, über dem Gewimmel der Anderen.

Aber Honig . . . Honig? Nein, Honig war da oben nicht

Und der Schmetterling wurde ganz schwach und sein Flügelschlag wurde lahm.

Er sank . . . und überseh schon weniger.

Doch er wollte . . .

Nein, es half nichts! Er sank . . .

„Ei, da kommst Du ja wieder“, riefen die Anderen. „Haben wir es nicht gleich gesagt? Du kommst, um, wie wir, hier unten Honig zu trinken. Wir wußten es wohl!“

So riefen sie und waren stolz darauf, daß sie Recht behalten hatten; aber sie behielten doch nur Recht, weil sie überhaupt nicht ahnten, wie schön es oben war.

„Komm und nippe Deinen Honig mit uns!“

Und der stolze Schmetterling sank . . . immer tiefer . . . und er wollte immer noch . . . Da war ein Blumenbeet. Wird er es erreichen?

Jetzt sank er nicht mehr . . . er fiel! Er fiel neben das Blumenbeet, auf den Weg, in das Fahrgeleis . . . und da zerquetschte ihm der Fuß eines Esels.

Beinahe hätte ich zu erzählen vergessen, daß die anderen Schmetterlinge ihn gar nicht bemitleideten, sondern nur mit großer Selbstzufriedenheit ihre eigene Klugheit rühmten, die, genau betrachtet, doch nichts Anderes war, als daß sie sich von ihrem lieben Honig nicht trennen konnten.

So sind wir Menschen aber auch.

O b e n .

Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf . . .

„Lieber Autor, ich kenne die Geschichte.“

Ich glaube nicht. Höre nur zu: Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf. Da ward er in der Freiheit sich erst seiner Schönheit bewußt und vor Allem freute er sich, mit einem Blick von droben so viel, viel mehr zu umspannen, als unten je möglich war. Er rief den Anderen, die unten geblieben waren, zu, ihm nachzukommen; aber sie wollten nicht, denn sie mochten sich von ihrem Honig nicht trennen. Der Schmetterling fürchtete sich nun, von plumpen Hufen zertreten zu werden, wenn er niederstiege. Weil er aber auch den Honig nicht ganz entbehren konnte, flog er nach einer Berghalbe, auf der schöne Blumen standen und die für Esel zu steil war. Hier schwebte er frühlich von Blüthe zu Blüthe und sammelte so viel Honig, wie er nöthig hatte, und war glücklich, daß ihm das verdrießliche Niedersteigen erspart geblieben war. Und wenn er sah, daß ein Schmetterling unten zu dicht an das Fahrgeleis kam, in dem so viele Schmetterlinge zertreten werden, . . . versuchte er, zu warnen, und bewegte seine Flügel mit zitternden Schlägen. Aber Das wurde nicht gesehen. Ja, der Bergschmetterling wurde von Drenen unten überhaupt nicht mehr bemerkt; denn sie waren zu sehr beschäftigt, ihren Honig zu sammeln, und wußten nichts davon, daß es oben auch Blumen giebt.

Eduard Douwes Dekker.

(Mullatuli).



Der Zionisten-Kongress in Basel.

zum dritten Mal hat Basel im August dieses Jahres Juden aus allen Ländern in seiner Mitte gesehen. Advokaten und Aerzte, Journalisten und Kaufleute waren zusammengekommen, um im großen Kasinoalle vier Tage hindurch über das Schicksal des jüdischen Volkes und die Gründung eines „Judenstaates“ in Palästina zu berathen. Herr Herzl, der Feuilleton-Redakteur der „Neuen Freien Presse“, hat als Eröffnungsgrede ein Feuilleton über die „Zukunft der Bewegung“ vorgelesen und Herr Nordau, der pariser Korrespondent der Vossischen Zeitung, ist eigens aus Rennes hergeeilt, um die Verfolgungen der Juden im letzten Jahre pathetisch zu schildern und alle Anwesenden zu Thränen zu rühren.

Dadurch kommt dann eine ungläubliche Begeisterung über die Versammlung, die sich in „nicht enden wollenden“ Hochrufen Luft macht. Wenn Einer aber doch an der Messiasähnlichkeit der „Führer“ zu zweifeln wagt, dann wird ihm das Wort entzogen. Wer eine Rechnungablage über die Schekelgelber*) verlangt, wird als „Verräther des Judenthumes“ gebrandmarkt. Und wer so neugierig ist, sich nach den diplomatischen Chancen des „Judenstaates“ zu erkundigen, wird darauf verwiesen, daß Sultan Abd ul Hamid auf ein Geburtstagstelegramm dankend erwidert habe, daß sich Kaiser Wilhelm für „die Sache“ interessire und daß nur ein Böswilliger die für wenige Eingeweihte bestimmten diplomatischen Geheimnisse öffentlich diskutirt zu hören wünschen könne. Schließlich erfolgt die Wiederwahl des „Welt-Aktion-Komitees“, dem fünfundzwanzig Doktoren, darunter fünf Rabbinen und sechs Advokaten, angehören, — und mit den üblichen Hochs wird die Versammlung geschlossen. Von einer ernsten Debatte über Programm, Taktik und Organisation, von einer klaren Darlegung der Ziele und Bestrebungen ist keine Rede; nichts als Beifallklatschen, wechselseitige Beräucherung, schwülstige Phrasen und Stimmungsmacherei: ein abstoßender Anblick für jeden politisch gebildeten Menschen. Das sind keine Männer, sondern große Kinder. Ihre Rehrheit rekrutirt sich aus dem russischen Judenthum, das politisch noch gänzlich unreif ist. Deshalb sind auch in diesem Jahr viele westeuropäische Zionisten überhaupt ausgeblieben und die Zahl der Delegirten war erheblich geringer als im Vorjahre. Immerhin schlugen diesmal einige Russen mit westeuropäischer Bildung schärfere Accente an und traten der Diktatur Herzls, seinen maßlosen Versprechungen und seiner unparlamentarischen Leitung der Debatten mit Entschiedenheit entgegen.

Herr Herzl hat ausführlich auf seine Kubieng bei Kaiser Wilhelm in Palästina hingewiesen und besonders betont, daß der Deutsche Kaiser der vor ihm erschienenen Deputation erklärt habe, „allen denjenigen Bestrebungen sein wohlwollendes Interesse zu schenken, die auf die Hebung der Landwirtschaft Palästinas zum Besten der Wohlfahrt des türkischen Reiches unter voller Respektirung der Souverainetät des Sultans abzielen.“ Das war der Haupttrumpf des Kongresses. Die verbindlichen — man könnte auch sagen: unverbindlichen — Worte des Kaisers, der die zionistische

*) Die Schekelgelber — jeder Zionist hat jährlich einen Schekel (eine Mark) zu bezahlen — haben im vorletzten Jahr 63 000 Frcs., im letzten Jahre 114 000 Frcs. betragen. Der Kongress erfährt nur die Gesamtsumme der Einnahmen und Ausgaben. Eine spezielle Rechnungslegung durch das Aktion-Komitee findet nicht statt.

Deputation auf Intervention des Großherzogs von Baden empfangen hatte, wurden zu einem Ereigniß ersten Ranges aufgebauht. Herr Herzl, der sich gerade durch mysteriöse diplomatische Andeutungen und Vorspiegelungen seinen Anhang verschafft hat, hatte eben einen solchen „Schlager“ nötig, um die Abgesandten des durch seine politische und ökonomische Lage zur Verzweiflung getriebenen jüdischen Proletariates weiter verdrösten zu können und das bevorstehende Fiasko noch einmal hinauszuschieben. Da die „diplomatische“ Interventionpolitik Herzls bisher sonstige Erfolge nicht aufzuweisen hat, mußte also der Deutsche Kaiser herhalten; und Das war um so nötiger, als auch die Gründung der „Jüdischen Kolonialbank“ völlig mißlungen ist.

Die „Jüdische Kolonialbank“, deren Gründung vom vorjährigen Zionistenkongress beschlossen wurde, war dazu ausersehen, als juristische Person die Unterhandlungen mit der türkischen Regierung wegen des Ankaufes von Palästina oder wegen der Erlangung von „charters“ zu führen. Da aber die jüdischen Millionäre und selbst Baron Edmund Rothschild in Paris, Sir Samuel Montagu in London, die sich für die Kolonisation in Palästina interessieren, von der Gründung nichts wissen wollten, blieb nichts übrig als der Versuch, das Gründungskapital der in London registrierten Bank — zwei Millionen Pfund Sterling —, auf Appoints von ein Pfund Sterling verteilt, durch eine jüdische Volks subscription zusammenzubringen. In ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn fand sich keine einzige Bank, die als Subscriptionstelle dienen wollte. Die Subscriptionen mußten durch Agitatoren und Vertrauensmänner eingesammelt werden; und wie wenig die „Bankgründer“ selbst auf Erfolg des Unternehmens, das übrigens von der demokratisch-sozialistischen Parteigruppe unter der Führung Bernards Lazare heftig bekämpft worden ist, rechneten, geht daraus hervor, daß sie trotz der Kleinheit der Appoints noch Zahlungen in Raten bewilligten. Nach dem Prospekt sollte die Bank ihre Thätigkeit schon beginnen, sobald nur 250 000 Pfund Sterling — also ein Achtel des Bankkapitales — eingezahlt sein würden. Doch selbst die bescheidensten Erwartungen sollten enttäuscht werden. Zwar haben sich nach den Mitteilungen der Kongressleitung etwa hunderttausend Subskribenten gefunden, aber das erforderliche Minimalkapital wurde nicht erreicht. Darüber wird sich auch Niemand wundern; denn wenigstens neun Zehntel der Subskribenten gehören den untersten Proletariatschichten Osteuropas an. Ihnen, die allerlei phantastischen Vorspiegelungen zugänglich sind, fiel es nicht schwer, Anteilsscheine zu zeichnen, dagegen wohl um so schwerer, mehr als die erste Anzahlung von vier Mark zu leisten. Für die Geheimnisthämerei der Kongressleitung ist es charakteristisch, daß sie nicht einmal mittheilte, wie viele Aktien gezeichnet worden sind und wie hoch das eingezahlte Kapital ist, — für ihre Effekthascherei ist es um so charakteristischer, daß mit der Anzahl der Subskribenten renommirt wurde. Der Vorsitzende des Bankkomitees, ein Rynheer aus dem Haag, hat am achtzehnten Juli in London erklärt, man werde sich im nächsten Jahre leblich auf die Verwaltung der anvertrauten Gelder beschränken müssen. Die Türkei, deren Schulden die Kolonialbank konvertiren wollte, wird sich also inzwischen anderweitig umsehen müssen und die Gründung des „Judenstaates“ auf Aktien wird wohl gerade so lange auf sich warten lassen wie das Tausendjährige Reich.

Mit Abschluß des Kongresses ist die Arbeit der Kongressbesucher noch nicht zu

Ende. Sobald diese wohlhabenden Sommerausflügler ihre schweizer Bergnützung-
reise beendigt haben, gehen sie unter das Volk. Monate hindurch werden die geistig
und physisch heruntergekommenen, politisch rechtlosen und am Hungertuch nagenden
Judenmassen in den dumpfen Ghettos von Galizien, Rumänien und Rußland — nicht
etwa belehrt, aufgeklärt, zur wirthschaftlichen Selbsthilfe angeregt oder organisiert,
sondern — durch Andeutungen, mystische Verheißungen, ja, sogar durch bündige
Versprechungen der baldigen Rückkehr nach Palästina in einen wirren Rausch
versetzt. So hat Perzl vier Wochen nach dem vorjährigen Kongreß, am dritten
Oktober 1898, sich nicht gescheut, in einer londoner Versammlung russischer Juden
zu erklären: „Ich werde mich nicht in eine Detailmalerei der Rückkehr einlassen,
denn sie steht unmittelbar bevor. Ich weiß, was ich sage; ich habe noch nie so
bestimmt gesprochen. Ich erkläre Ihnen heute, daß der Augenblick nicht mehr
fern ist, da sich die Juden in Bewegung setzen werden.“

Seitdem sind mehr als zehn Monate vergangen und die Sache steht natür-
lich noch auf dem selben Fleck, d. h. sie bleibt noch wie vor das Phantasiengebilde
eines ruhmglühernen Mannes. Die Hauptsache für ihn und seinen Freund Nordau
ist ja doch, daß man von ihnen redet und schreibt. Jeder Kongreß erfüllt den
Zweck, diese beiden Herren zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen
und ihre Häupter mit der Aureole der „Judenretter“ zu krönen. Es ist ja
gerade Sauregurkenzeit und die Blätter haben genügend Raum, um mit mehr
oder weniger Ausführlichkeit die mehrstägigen Kasino-Vorstellungen von Basel zu
schildern. Vielleicht glauben sie auch damit ihren Lesern einen richtigen Begriff
vom Zionismus zu geben. Und darauf spekuliren die „Judenstaats“-Fabrikanten,
die den Kongreß „machen“ und in Wahrheit eine Karikatur des Zionismus darbieten.

Zionismus und zionistische Partei sind eben so sehr zweierlei Dinge wie
der Liberalismus und die liberalen Parteien oder wie die christlich-soziale Idee
und der unter dieser Maske auftretende Antisemitismus. Der Zionismus, über
den viel gespottet und gegen den besonders im Lager der Reform-Rabbiner
mehrfach protestirt wurde, verdient weder Protest noch Spott. Wie der Sozialis-
mus für den industriellen Proletariat, so ist der Zionismus für das jüdische
Lumpenproletariat in den östlichen Ländern, in Galizien, Rumänien und Ruß-
land — und da wohnen doch ungefähr neun Zehntheile der gesammten Juden-
schaft —, die einzige Form des Protestes gegen seine Bedrücker. Das jüdische
Proletariat besteht zum größten Theil aus kleinen Händlern, Woklern, Schank-
wirthen, Hausirern und allerhand Deklassirten, paupers,*) die kein Klassenbewußt-
sein haben können und zum Klassenkampf nicht fähig sind. Die wirthschaftliche
Entwicklung wird diese Verhältnisse nicht so bald ändern, denn die genannten
Länder sind in Bezug auf großkapitalistische Produktionsweise noch sehr im Rück-
stand. Wägen sich daher auch einzelne jüdische Intelligenz- oder Arbeiter-Proletarier
der sozialistischen Bewegung anschließen: die jüdischen Volksmassen haben
innerhalb der sozialistischen Partei nichts zu suchen und von ihr nichts zu erwarten.
Inzwischen wird aber ihre Lage schlimmer, die antisemitische Strömung und die
damit verbundenen Bauernexzesse drängen die Juden vom flachen Land in die

*) Vergl. mein Buch „Unter jüdischen Proletariern“. Verlag von E.
Rösmar, Wien 1898.

Städte (in Rußland dürfen die Juden auf dem flachen Lande überhaupt nicht wohnen), wo sie das Angebot in ihren Gewerben noch vermehren. Der Nachwuchs, dem die Beamten-Karriere verschlossen und der Zutritt zu den freien Berufen erschwert wird, sieht sich gezwungen, dem väterlichen Erwerb nachzugehen, obgleich er seinen Mann nicht mehr zu ernähren vermag. In religiöser Beziehung orthodoxe Fanatiker, kulturell rückständig, moralisch durch die Nothlage entgleist, mit einem standard of life, der an das Leben der chinesischen Kulis erinnert: so vegetiren Millionen von Juden im Osten. Wer kann und soll diesem Völkervolk helfen? Eigentlich brauchen sie keine Almosen, sondern nur Arbeitgelegenheit, die Möglichkeit, ihre physische Kraft zu verwerthen, da der Kleinhandel und Schacher nichts mehr tragen. Aber die reichen Juden machen lieber Wuchergeschäfte mit Kavaliereu; und besitzen sie Fabriken, so boykottiren sie jüdische Arbeiter (Poznanowski und Silberstein in Lodz, die Beide achttausend Arbeiter beschäftigen, u. s. w.) Die sozialistische Partei geht nur im Klassenkampf auf. Sie vermochte noch nicht einmal alle qualifizirten jüdischen Arbeiter zu organisiren.

So blieb dem jüdischen Proletariat nur ein Hoffnungsstrahl: der Zionismus. Seine ersten Vorkämpfer waren Moses Hefz, Margens Freund, und der oboessaer Arzt Dr. Pinsker. Was ihnen die Feder in die Hand drückte, war nicht so sehr die wirtschaftliche Noth der jüdischen Massen wie die gesellschaftliche Zurücksetzung und die politische Rechtlosigkeit ihrer Glaubensgenossen. Weil die Juden seit achtzehn Jahrhunderten verfolgt und verachtet wurden, bliebe ihnen, so meinten sie, nichts Anderes übrig als: das europäische Exil zu verlassen und sich eine eigene Heimstätte zu suchen. Hefz schlug Palästina, die alte Heimath, vor; Pinsker hielt auch Nordamerika für möglich. Dieser Zionismus hatte also nur einen nationalen, keinen wirtschaftlichen und noch viel weniger einen proletarischen Charakter.

Besonders bei Hefz, den Arnold Ruge den „Kommunistenrabbi Moses“ nannte, ist es befremdend, keinen einzigen sozialen Gedanken in der Begründung seines Zionismus zu finden. Es scheint, daß er — eben so wenig übrigens wie Marx — von den wirtschaftlichen Verhältnissen der Juden im Osten gar nichts wußte. Dr. Pinsker wieder war ein Millionär, den es mehr schmerzte, daß jüdische Wucherer- oder Hausherrnsöhne in Rußland nicht Lieutenants werden können, als daß jüdische Proletarier am Hungertyphus sterben, wenn sie nicht schmuggeln oder ihre Töchter verkuppeln wollen.

Der von Hefz angeregte Gedanke kam gleichzeitig mit dem Erscheinen der pinsker'schen Schrift zum praktischen Durchbruch. Zahlreiche — meist dem Kleinhandels- und Handwerkerstande angehörige — jüdische Familien siebelten nach Palästina über und gründeten dort Ackerbau-Kolonien. Zuerst aus den bescheidenen eigenen Mitteln, dann mit Unterstützung des Barons Edmund Rothschild in Paris wurden solche jüdische Ackerbau-Kolonien geschaffen; und wenn sie auch heute noch theilweise auf Subventionen angewiesen sind, so ist doch im Wesentlichen diese Kolonisationsprobe gelungen. Alle Besucher der Judenkolonien — jüngst erst hielt Generalmajor Sir Wilson in der londoner „Chovevi Zion Association“ einen Vortrag darüber — sprachen mit vollster Anerkennung über die Vorzüge des palästinensischen Bodens für die Landwirtschaft, über den Fleiß der jüdischen Bauern und die von ihnen erzielten Resultate. Die in allen europäischen Staaten gebildeten zionistischen Verbände (in Deutsch-

land der Verband „Esra“, der im letzten Jahr ein Einkommen von achtzehntausend Mark aufwies) betrachteten es als ihren Hauptzweck, die bereits vorhandenen Judenkolonien zu unterstützen und zu erweitern; der national gebachte Zionismus bekam einen wirtschaftlichen Unterbau. Das letzte Ziel, Gründung eines jüdischen Gemeinwesens, wurde kluger Weise nicht ausgesprochen; man überließ seine Realisierung der historischen Entwicklung, für die die Voraussetzungen erst noch zu schaffen waren. Aber der Zionismus war nicht, wie ihn manche prinzipielle Gegner darzustellen versuchen, nur eine Sache der galizischen, rumänischen und russischen Juden. Die deutschen, französischen und englischen Juden haben eingesehen, daß auch ihr Interesse ins Spiel kommt, und zahlreiche Kolonisation-Bereine (in Großbritannien allein giebt es ihrer neunundzwanzig) begründet. Denn die Emigranten aus dem Osten fallen der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last, sie beeinflussen die Kriminalstatistik ihrer Glaubensgenossen ungünstig und sind im besten Fall gefährliche Konkurrenten, so daß sie, wie es im Juli vorigen Jahres in Frankfurt a. M. sich ereignete, gelegentlich auf Anzeige ihrer eigenen einheimischen Glaubensgenossen ausgewiesen werden. Wenn es also das Moment der Blutsverwandtschaft oder der Humanität nicht schon zu Wege brachte, so mußte ein wohlverstandener Egoismus die westeuropäischen Juden veranlassen, die Anfechtung der östlichen Juden in Palästina zu unterstützen. Die vom Baron Hirsch ins Leben gerufene „Jewish Colonisation Association“ in Paris hat übrigens in letzter Zeit unter Einstellung der Kolonisation in Argentinien ihre Thätigkeit gleichfalls auf Palästina gerichtet. Unabhängig von der Kolonisation Palästinas traten dann auch kulturelle Bestrebungen auf. Nur ein geringer Theil des Proletariates konnte in Palästina kolonisiert werden, aber Allen sollten die Segnungen der Kultur zugänglich gemacht werden. Im Volke selbst standen Schriftsteller und Agitatoren auf, die sich der Aufklärung der Massen widmeten. In der Sprache der Massen, Hebräisch und Jüdisch-Deutsch, entwickelte sich eine Belletristik. Wochenschriften, ja sogar Tageszeitungen in hebräischer Sprache („Dagestrah“ in Warschau und „Sameli“ in St. Petersburg) vermitteln dem Ghetto die neuesten Weltereignisse; Uebersetzungen von Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Brehm, Darwin, Spinoza u. s. w., mit deren Verlag zwei Genossenschaften („Achiasaf“ und „Tuschija“ in Warschau) beschäftigt sind, eröffnen der jüngeren, bisher ganz auf Talmudstudium beschränkten Generation den Einblick in eine neue Welt. Das Endziel blieb Zion, aber auf dem Wege nach Zion sollten die dumpfen Massen aufgerüttelt, zur Selbsthilfe angeregt, vom Druck des Talmuds und der das Volk verdummenden Wanderrabbinen befreit und zu modernen Menschen gemacht werden. Nicht Deutsche, Polen oder Russen, wie es die Assimilation bisher vergeblich versuchte, sondern Menschen sollten sie zuerst werden, diese Massen des Ghettos, die sich mehren, wie es Gott befehlt, und sich von Brot, Zwiebel und Rettich nähren, zu deren Erwerb sie ihr ganzes angeerbtes Raffinement aufwenden müssen.

Dieser Zionismus hatte keine Partei, kein Programm, keine Organisation, keine tönenden Phrasen, keine Kongresse, die „Weltblätter“ schrieben nichts über ihn, — aber er war eine Idee, die gerade wegen ihrer Volksthümllichkeit, und weil sie keine Lösung vom historischen Judenthum verlangte, die Massen begeisterte und ihnen neues Leben einhauchte. Am finsternen Ghetto zog eine Lichtsäule vorüber und das Ghetto wurde hell und begann, sich zu regen.

Dem westeuropäischen Juden, der höchstens hier und da von Judenrezessen im Osten liest, aber aus eigener Anschauung das ökonomische und moralische Judenelend nicht kennt, fällt es schwer, die volkpsychologische Bedeutung des Zionismus zu würdigen. Wenn er aber den Verhältnissen näher tritt und das Vorurtheil der alleinseligmachenden Assimilation überwindet, wenn er sich überzeugt, der Zionismus verlange von ihm nicht, daß er nach Palästina auswandere, sondern, daß er nach Maßgabe seiner Kräfte dazu beitrage, die jüdischen Massen im Osten geistig zu heben, politisch zu bilden und durch Kolonisierung in Palästina — auf die Frage „Warum gerade in Palästina?“ ist zu erwidern, daß nur dort bisher günstige kolonisationsresultate erreicht worden sind — aus ihrer ökonomischen Nothlage und von barbarischen Verfolgungen zu befreien, so wird sich auch der westeuropäische Jude dem Zionismus kaum verschließen.

Von diesem Zionismus sind aber die Bestrebungen scharf zu trennen, die die zionistische „Partei“ auf dem Kongress und außerhalb des Kongresses proklamirt. Die Partei ist ein Kunstprodukt, eine künstlich geschaffene Sekte, die durch ihren Personenkultus, ihre Verschwommenheit und Romantik den Zionismus in den Augen jedes Verständigen diskreditiren muß. Weber Herzl noch Nordau kennen die ökonomische Lage und das kulturelle Niveau der jüdischen Massen genügend und darum haben sie auch kein Verständniß für die civilisatorische Kleinarbeit, die zu leisten ist. Aber die Gründung eines „Judenstaates“ sagte ihnen zu; und diese Gründung wollten sie in die Hand nehmen. Mit großer journalistischer Gewandtheit wurde der Gedanke in die Blätter lancirt, gute Freunde, denen man dafür gelegentlich ein Feuilleton abnahm, leisteten Vorspann, — und eines Morgens erwachten die beiden Herren als die messianischen Führer des jüdischen Volkes. . . Die Zionisten folgten ihnen willig; ohne ihre bisherige Thätigkeit aufzugeben, glaubten sie, Männern ihr Vertrauen schenken zu dürfen, deren „Verbindungen“ des Endziel näher zu rücken schienen, — und so wurden Herzl und Nordau die Häupter der zionistischen Partei.

Zwei Jahre dauert bereits dieser Zustand. Was haben die „Führer“ und die von ihnen geschaffene „Partei“ für ihr Volk geleistet?

Was haben sie geleistet? Sie haben durch ihr auffälliges Gebahren den Argwohn der ohnehin ängstlichen Türkei geweckt und dadurch eine schärfere Handhabung des Zuheneinwanderungsverbotes nach Palästina bewirkt, die jede größere Kolonisationsthätigkeit lähmt, und sie haben alle Bestrebungen zur Verbreitung der Aufklärung paralytirt. Dafür haben sie auf Fürstenschlössern antichambriert und um die Gunst der Großkapitalisten gebuhlt; sie haben das Volk wie ein unmündiges Kind behandelt und, statt es zur Selbsthilfe zu erziehen, durch maßlose Versprechungen in eine Ekstase versetzt, die die Urtheilskraft und jede selbständige Initiative ersticht. Die Partei ist reaktionär und antiproletarisch geworden. Aber das vernichtende Urtheil, das diesen Herren gilt, trifft nicht die Volksidee des Zionismus. Wenn die zionistische „Partei“ an ihrer Grundsatzlosigkeit und an der Phrasologie ihrer Führer, an dem grossen Widerspruch zwischen Erwartungen und Erfolgen zerfallen sein wird, wird die Idee um so mächtiger aufleben. Wann Das eintreten wird, läßt sich nicht voraussehen; die wahren Volksgenossen unter den Juden sehen diesem Tag aber ohne Besorgniß entgegen.

Wien, im August 1899.

Dr. Saul Raphael Landau.



Ja und Amen.

Der Kaiser habe nachmittags im Park von Sanssouci Lawn-tennis gespielt, heißt es im Hofbericht. Ei, warum soll der Kaiser denn auch nicht im Park von Sanssouci Lawn-tennis spielen? Die Börseleute würden ja gern das Selbste thun, wenn in der Burgstraße ein Tennisplatz läge, — das Wetter ist günstig. Eine Krise giebt's nicht. Quiesca non movero. Das bißchen Frontiren soll gnädig verziehen sein, denn es gehört mit zum großkurfürstlichen Programm. Der beschränkte Unterthanenverstand sage freudig zu Allem „Ja und Amen“.

Es war in der Generalversammlung der Oesterreichischen Kreditanstalt. Nach langem Meinungskampf über die Gründerrechte erklärte der Regierungskommissar, daß, wie immer der Beschluß der Versammlung ausfallen sollte, er nicht als statutenwidrig anzusehen sein werde, worauf ein widerhaariger Aktionär, der Führer der Opposition, reumüthig alle Ausstellungen, die er an den Vorschlägen der Verwaltung gemacht hatte, zurücknahm und nach einem verständnißsinnigen Seufzer nichts als „Ja und Amen“ sagte. Was blieb ihm als gutem Wiener Anderes übrig? Wieht es für den Wiener Höheres auf der Welt als seine Kreditaktie und sein „Zeugel“? Und dennoch versuchte Mancher den Generalgewaltigen der Kreditanstalt über den dunkelsten Punkt der beabsichtigten Kapitalserhöhung, die Gründerrechte, zu „examiniren“, — wie Herr von Mauthner es unwirsch nannte. Es ist lange her, daß sich die edlen Fürsten Schwarzenberg, Fürstenberg und Auersperg, Graf Chotek, S. M. von Rothschild, Louis von Nader und Leopold Cämel sammelten, um einen Mittelpunkt für den oesterreichischen Geldverkehr zu schaffen. Schwarzenberg zahlte die eine, Rothschild die andere Hälfte des Grundkapitales ein. Dann mußte das Kapital von sechzig auf vierzig Millionen Gulden herabgesetzt werden; und jetzt erst wagt die Verwaltung wieder eine Vermehrung um zehn Millionen. Zugleich will man den Erben der Gründer, von denen die Meisten wohl keine einzige der ersten Aktien mehr besitzen, ein besonderes Geschenk machen und dazu sollen die Aktionäre einen Betrag von vier Gulden von jeder Aktie hergeben. Dagegen zu putzen, ist zwecklos, denn die Majorität hat zu entscheiden. Diese schlägt sich auf die Seite der Verwaltung, — und die Verwaltung bietet, um nicht langwierigen Feststellungsklagen ausgesetzt zu sein, den Aktionären zwei Drittel der neuen Aktien, den Erben der Gründer das letzte Drittel zum Bezug an.

An sich ist es nur erfreulich, daß die Kreditanstalt wieder zu freierem Leben erwacht ist, wenn auch die treibende Kraft des Herrn Wittgenstein allmählich erlahmt und dem Institut nur noch in beschränktem Maß zu Gute kommen kann. Der Einfluß der Bank dehnt sich über alle Gebiete der oesterreichischen Volkswirtschaft aus und eben so ist sie durch ihre Bank- und Kommissionsgeschäfte mit einer außerordentlich großen Reihe von industriellen und landwirthschaftlichen Unternehmungen an einer günstigen Entwicklung des Gewerbesleißes und der Bodenproduktion auf das Stärkste interessiert. Hauptsächlich entscheiden für diese Wechselbeziehungen gute Erntergebnisse an Brotsucht und Zuckerrüben und ein allmähliches Erstarken der Konsumtionkraft der Bevölkerung. Uebrigens nimmt die Kreditanstalt auch unter den Großindustriellen der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie eine hervorragende Stellung ein. Mit ihren Mitteln wird Zucker erzeugt, Papier und Filz hergestellt, Petroleum raffiniert, werden Seifen und Kerzen,

Leigwaren und Webstühle fabrizirt, elektrotechnische Anlagen gebaut, Patronen geliefert u. s. w. Die letzten Wochen waren ihr außergewöhnlich günstig und Schlag auf Schlag fielen die Gewinn bringenden Treffer: die Emission der hirtenberger Aktien, die Gründung der Maschinenfabrikgesellschaft Tanner, Laetsch & Co., die Angliederung der Skodaschen Fabrik und dadurch die Wiederherstellung der Freundschaft mit dem Eisenkartell, die Dividendenerklärung der vor einem Jahr gegründeten Versicherungsgesellschaft „Providentia“ und — last not least — der Eintritt der Firma Mendelssohn & Co. in die Rothschildgruppe. Diese Erfolge sind der Lohn einer überaus lebhaften Thätigkeit, die denn auch im Abschluß des ersten Halbjahres für 1899 zum ziffernmäßigen Ausdruck gelangt ist. Seit Jahren hatte das Bankgeschäft keinen solchen Aufschwung erlebt. Freilich muß man sich hüten, daraus übereilte Schlüsse auf das Endergebniß des Jahres zu ziehen. Ist doch die Lehre des Jahres 1881 noch unergessen, das trotz einem glänzenden ersten Semester der Kreditanstalt einen ganz unbefriedigenden Jahresabschluß brachte. Wichtig sind die im Vergleich zur entsprechenden Zeit des Vorjahres außergewöhnlich hohen Zinssätze dieses Frühlings. Zur Deckung der Kurseinbußen an früheren Konsortialgeschäften, wie der ungarischen Investitionsrente, der vom Reichsfinanzministerium übernommenen Eisenbahnobligationen und der Kaschau-Oberberg-Aktien, dienen ältere Reserven. Aus der Anlage von dreißig Millionen Gulden in Reporta, die in den erhöhten Geldansprüchen der Börse begründet war, schreibt sich eine Verstärkung der Zinseinnahmen her. Reicht hat es die Kreditanstalt aber nicht, denn ihre Geldverhältnisse hängen nicht von Wien, sondern von Berlin ab, wo immer noch die Politik der starken Hand obwaltet. Bei der Ultimoversorgung zeigte sich ein über Erwarten großer Stücksüberfluß in Kreditaktien. Die Contremine, die sonst zu jedem Ultimo Stücke suchte und billig hereinnahm, hatte nämlich, durch die Kapitalvermehrung aus der Fassung gebracht, ihre Positionen preisgegeben, während sehr bedeutende Haussengagements schweben. Die Zeiten, in denen Kreditaktien dazu dienten, mit billigem Geld schwierige Verpflichtungen zu prolongiren, scheinen dahin zu sein. Uebrigens erwartete die Verwaltung, auch von der Spekulation nur „Ja und Amen“ zu hören. Aber die Aeußerung des Herrn von Rauthner, eine Kapitalserhöhung sei kein Haussmotiv, hat doch arg verstimmt. Wie, man hätte sich an die Aktionäre gewandt, um neue Mittel aufzubringen, ohne auf eine verbesserte Verzinsung zu rechnen? Also wäre auch hier nur Agiotage der Vorkogel und vermöchte selbst so vorsichtige Herren wie die Leiter der Kreditanstalt zu bethören? Das mag nun so oder anders sein, jedenfalls wird ein Wettjagen um den Erfolg entstehen, das Provisionen und Spesen genug kosten wird; und der deutsche Sparrer mag den Wunsch, Kreditaktien sein Eigen zu nennen, resignirt immer weiter hinausschieben. Noch können sie ihn theurer zu stehen als die Aktien der großen deutschen Banken, deren Geschäftsbetrieb er zwar auch nicht zu kontrolliren vermag, die ihm aber inzwischen höheren Gewinn bringen und in soliden politischen Verhältnissen wurzeln, während die oesterreichischen Papiere vor „schwarzen Sonnabenden“, sei es im Kampf der Nationalitätengruppen, sei es im Kampf der Börsenspekulanten, niemals sicher sind. Die Vorgänge in Graslitz sind ein Fanal, das beachtet werden sollte. Die österreichischen Banken haben heute allen Grund, ihr Geld zusammenzuhalten. Schade daher um die Million

Gulden, die die Kreditanstalt jetzt Leuten zuwendet, die es wahrlich nicht nöthig haben und zum größten Theil nicht einmal mehr in Beziehung zu ihr stehen.

Um unter allen Umständen Geschäfte zu machen, stürzt sich das oesterreichische Kapital mit einer an ihm bisher ungewohnten Energie auf den Export. Das ist für eine mit primitiven Mitteln arbeitende Industrie ein gefährliches Experiment, zumal sie im eigenen Lande nicht allzu viel Seide spinnen kann. Ein nicht minder gefährlicher Heißhunger nach Geschäften treibt die deutschen Maschinenfabrikanten in die ungarische Tiefebene. Mit geheimnißvoller Miene werden dann einigen neugierigen Aktionären Andeutungen über Unternehmungen gemacht, die dort ein Dorado finden sollen; detaillirtere Angaben seien der Konkurrenz wegen nicht angängig; die dividendenlüfternen Aktionäre bewilligen die geforderten Mittel „unbefehens“ — und die Aufklärung bringt der nächste oder übernächste Geschäftsbericht mit erheblichen Verlustabschreibungen aus dem ungarischen Unternehmen. So ist es der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. mit ihrer ungarischen Gewerksfabrik, so der Aktiengesellschaft vorm. Frister & Rohmann mit ihrem budapester Zweiggewerbe ergangen und die selbe Erfahrung werden in einigen Wochen die Aktionäre der Maschinenbauanstalt, Eisengießerei und Dampfkesselfabrik Pausch machen. Auch dieses solide Unternehmen alten Schlags, dem der Osten Deutschlands genügende Thätigkeit bietet, konnte dem Reiz nicht widerstehen, sich in Budapest mit größeren Arbeiten zu engagiren. Es ist dabei nicht auf seine Kosten gekommen; und die Folge wird eine Schwämmerung der Dividende sein.

Auch die Aktionäre der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft müssen in Saß und Asche trauern. Stetig und sicher ist ihre Dividende abwärts gegangen. Aus einhundertunddreißig wurden hundert, aus hundert wurden achtzig, dann sechzig und jetzt sind es nur noch achtundzwanzig Prozent. Der alte Königswarter pflegte zu sagen, ein Geschäft müsse seine Spesen vertragen. Bei der Auer-Gesellschaft waren aber die Spesen über das Geschäft hinausgewachsen; und als die Patentklagen, die zu Dupenden gegen die rivalisirenden Gesellschaften angestrengt worden waren, nicht mehr versingen und als es keine einstweiligen Verfügungen mehr gab, um der Konkurrenz die Fabrikation von Brennern und Glühkörpern zu untersagen, nützte auch der schönste Löwe auf den Plakatbildern nichts mehr. Eine bittere Erinnerung mag es für die Aktionäre der Auer-Gesellschaft sein, daß sich im dritten Jahr nach der Gründung die Generalversammlung mit einer Dividende von hundert Prozent einverstanden erklärte, obgleich der erzielte Gewinn ein Mehr gerechtfertigt hätte. Mit „Ja und Amen“ wurden aber die plausibel klingenden Gründe der Verwaltung gebilligt: die überschüssige Summe sollte im Sinn einer Stabilisirung der Dividenden Verwendung finden. Ach, diese Stabilisirung ist ganz in Vergessenheit gerathen, denn es kommt immer anders, — und zwar nicht nur beim Theater, von dem der alte Laube Das zu behaupten pflegte. Das mögen sich auch die Gründer der Cementfabriken hinter die Ohren schreiben, die in Erwartung der großen Kanalbauten in allen Theilen Deutschlands an der Arbeit sind. Die Banken haben ihnen zu ihrem löblichen Thun jede gewünschte Summe zur Verfügung gestellt. Aber selbst wenn im Herbst die Ausführung des ganzen Kanalbaues bewilligt wird, vergehen noch Jahre, bis die erste Tonne Cement Verwendung finden kann. In der Zwischenzeit mögen die neuen Fabriken sich von patriotischen Hochgefühlen nähren. * * *

Notizbuch.

Gegen den Mittellandkanal, dieses Kulturwerk allerersten Ranges, hehen und wüthlen nur die nichtsnutzigen Agrarier, deren nie zu stillende Begehrlichkeit, deren Habgier und beschränkte Selbstsucht neidisch auf das Blühen der Industrie und die dadurch bedingte Förderung des waterländischen Wohlstandes blickt. So wird uns die Sache seit Monaten in der „liberalen“ Händlerpresse geschildert. Vor mir liegt ein Rundschreiben, das die Handelskammern zu Altona und Harburg „an die deutschen Handelskammern und sonstigen wirthschaftlichen Vereine und Körperschaften“ richten. Darin wird gesagt, der Plan des Rhein-Elbe-Kanals würde, wenn er ausgeführt werde, „für die deutschen Seeinteressen große Gefahren herausbeschwören.“ Der neue Kanal, für den vorläufig 237 Millionen deutschen Geldes gefordert werden, würde in erster Linie Rotterdam, Antwerpen, Amsterdam Nutzen bringen; „die von Natur günstige Lage und Stellung der fremdländischen Häfen aber noch obendrein durch künstliche Anlagen härten zu wollen, widerspricht doch jeder nationalen Verkehrspolitik; und wenn, nach einem neuerdings viel gehörten Worte, unsere Zukunft auf dem Wasser liegt, so ist das vorliegende Kanalprojekt damit nicht vereinbar.“ In den Jahren von 1875 bis 1897 hat der Tonnenverkehr in den Häfen von Rotterdam und Antwerpen sich von 100 auf 342, in den Häfen von Hamburg, Altona, Harburg und Bremen dagegen zusammen nur von 100 auf 305 Prozent gehoben. Das beweist, wie schwer die deutschen Nordseehäfen gegen die fremden Häfen an den Rheinmündungen zu kämpfen haben. „Der gefährlichste Gegner der deutschen Seehäfen ist Rotterdam. Wenn Preußen Rotterdam durch den Mittellandkanal unterstüßt, steht der Sieg des holländischen Hafens über Hamburg fest. Schon heute versorgt Rotterdam fast das ganze Rheingebiet bis zur schweizer Grenze. Diese gefährliche Konkurrenz des ausländischen Hafens würde aber durch den Bau des Mittellandkanals noch weiter verstärkt und gefestigt. In Rotterdam und Antwerpen kann man schon jetzt im vertrauten Kreise hören, wie man dort gleichzeitig der Freude über den Bau des Mittellandkanals und dem Ersauern über die von uns betriebene niederländische Kanalpolitik Ausdruck giebt. Darüber sollte sich jeder Deutsche klar werden, daß für unsere Nachtbefreibungen zur See Holland und Belgien der Pfahl im Fleisch ist, denn Nacht zur See läßt sich nur schaffen auf der Grundlage eines eigenen blühenden Seehandels; geht der eigene Seehandel und die eigene Handelsflotte aber in fremde Hände über oder wird ihre Entwicklung gehemmt, was durch den Mittellandkanal sicher geschehen wird, so verklümmert mit ihr auch die Kriegsmarine und damit alle Hoffnung, die wir auf überseeische Erfolge legen.“ Den selben Standpunkt vertreten bekanntlich auch die Hamburger, die in der Erkenntniß ihrer Interessen recht schlau zu sein pflegen. Gewiß läßt sich gegen solche Erwägungen Einiges vorbringen. Ein dreifßer Schwindel aber ist es, wenn immer wieder gesagt wird, nur die Thorheit und Selbstsucht der Agrarier sträube sich gegen den Kanal. Die Antipathie, die unter den kanalfeindlichen Rhedern der Hansestädte gegen die verurufenen Oseleibier herrscht, sollte selbst unseren „Freisinnigen“ genügen.

*

*

Für die Spreeregulirung, für die Beseitigung der Wasserschäden in den Provinzen Brandenburg und Schlesien ist in den Kassen des preussischen Staates kein Geld vorhanden. Die Spreeufer versumpfen, im Oberbruch und im Haveluch herrschen in jedem Frühjahr die schlimmsten Nothstände und Herr von Miquel fand die Forderung von 10 Millionen zur Beseitigung dieser Schäden unerschwinglich. Wenn man ihn aber

fragt, woher denn die 300 Millionen für den Mittelkanal kommen sollen, dann antwortet der Organisator der Niederlage, schelmisch lächelnd: Wir habens ja dazu!

Im Europa ist der Staat immer die organisierte Bürgerchaft gewesen, mochte diese nun mit der Einwohnerschaft zusammenfallen oder ein herrschender Stand sein. Im monarchischen Staat ist der Monarch mehr das Symbol der Macht, d. h. des Gesamtwillens, als ihr Inhaber; gewöhnlich der Hebel, durch den der Gesamtwille die Maschine in Bewegung setzt; Leiter des Gesamtwillens nur dann, wenn eine außerordentliche Persönlichkeit, sei es die des Monarchen selbst oder die seines ersten Dieners, mit außerordentlichen Verhältnissen zusammentrifft. Die orientalisches-mythische Auffassung des Königthumes ist auf verschiedenen Wegen bei uns eingebracht, hat aber immer nur dann entscheidenden Einfluß erlangt, wenn die Verwirklichung der europäischen Staatsidee an technischen Schwierigkeiten scheiterte, wie im Rom der Caesaren. Wo die Umstände der Freiheit günstig waren, da hat selbst in dem durch und durch mythischen Mittelalter die beiden „heiligsten“ Monarchen, den Kaiser und den Papst, keine abergläubige Scheu der „Untertanen“ vor Rebellion und Verjagung geschützt. Der moderne Absolutismus ist in dem der Rqstil feindlichen achtzehnten Jahrhundert ausgebildet worden. Im heutigen Preußen wird die mythische Auffassung des Königthumes durch die Stellung des Monarchen an der Spitze eines ganz einzigartigen Heeres und durch seinen Charakter als Beschützer der evangelischen Kirche gefördert, aber die Zeit, wo ihm Das vorübergehend den Schein der absoluten Gewalt verleihen konnte, ist vorüber. Die realen Mächte, die den Kurs unseres Staatsschiffes bestimmen, sind die größeren, — vorzüglich die adeligen — Gutsbesitzer und die Industriellen. Mit Diesen sind die Inhaber des mobilen Kapitals, mit Jenen die der bürokratisch-militärischen Gewalt theils durch Interessengemeinschaft, theils durch Personalunion verflochten. Die übrigen Schichten bestimmen den Gang der Politik nicht unmittelbar, sondern nur bald als Hilfstruppen der Herrschenden fördernd, bald durch passiven Widerstand den Staatswillen hemmend; und daß solchen passiven Widerstand, wenn die Widerstrebenden zahlreich genug sind, nicht einmal ein Bismarck zu brechen vermag, das hat ja die Welt erfahren. Die größte Schwierigkeit erwächst nun den Herrschenden aus dem Interessenkonflikt zwischen Landwirtschaft und Industrie, der durch die Eifersucht der Bourgeoisie auf die bevorrechtete Stellung des alten Adels verschärft wird. Die Sammlungspolitik hat den Zweck, durch Kompromiß oder durch Unterordnung der industriellen Bourgeoisie unter den Grund- und Militäradel beidem Gruppen die gemeinsame, wenn auch nicht gleich verteilte Herrschaft zu sichern; und in der entscheidenden Sitzung am neunzehnten August hat Herr von Kardorff noch einmal mit dem gewöhnlichen Mittel, durch Ueber-treibung der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahr, die Industriellen zur Nachgiebigkeit zu bewegen gesucht. Vorläufig nun hat sich der adelige Grundbesitz, obwohl ihm der feindliche Partner an Geldmacht überlegen ist, wieder als der Stärkere erwiesen und die Königs-macht, die die Streitenden selbst unvorsichtig mit dem Schein mythischer Allmacht bekleidet hatten, ist dabei als quantitate négligable bei Seite geschoben worden. Der Kaiser weiß jetzt, daß es nicht sein Wille ist, dem Aile gehorchen, sondern daß Jeder nur seinem Interesse gehorcht und daß der Wille des Monarchen nur dann Etwas vermag, wenn er mit dem aus den mächtigen Gruppenelementen resultierenden Kollektivwillen zusammentrifft; schwerlich wird er noch einmal in die ihm von Höllingen beigebrachte falsche Auffassung zurückfallen, deren Gefährlichkeit die „Zukunft“ so oft her-

vorgehoben hat. Das ist die Bedeutung des Ereignisses. Ob die Nachstellung der „Konservativen“ wünschenswerth, ob sie haltbar ist und ob sie in der Kanalfrage Recht haben: Das sind Fragen, auf die ich nicht eingehe. ß.

Wie furchtbar verherend die langwierige Kanalstrafe auf die politische Einsicht nicht nur, mein, auch auf den Stil liberaler Redakteure gewirkt hat, mag die folgende bilderreiche Notiz lehren: „Die Kanalcommission ist zu einer Zwischmühle für die Regierung geworden. . . Dr. Lieber will, daß Unterausschüsse eingesetzt werden, die Kirchthürmsinteressen mit zarter Hand zu pflegen, auf daß sie blühen und noch üppiger denn je zuvor ins Kraut schießen. . . Die Regierung tanzt den tollen Kompensationspuff mit. . . Die agrarischen Renner dürfen nur mit der Handbare geritten werden und zahm werden sie erst, wenn sie das Bild der Auflösung des Abgeordnetenhauses an der weißen Wand der Zukunft erblicken. . . Herrn von Riquel graust es, wenn er daran denkt, mit einer anderen Mehrheit regiren zu müssen, und somit laivert er weiter, bis er eines Tages das Kanalkind tot im Arm hält.“ *Vossische Zeitung* Nr. 292. Die Zerfahrenheit der Wetterpropheten bezeichnet ein Triumphschrei, den die Tante nach dem dortmunder Tage ausstieß: „Die Rede des Kaisers ist ein Märrendes Ereigniß. Die bisher Unentschlossenen auf der Rechten werden sich jetzt schnell entschließen und es werden voraussichtlich mehr umfallen, als man bis gestern glauben konnte. . . Die Konservativen haben ein gefährliches Spiel getrieben und das Spiel verloren.“ *Vossische Zeitung* Nr. 375. Es kam wieder einmal anders.

Die Berichterstattung über den Dreyfusprozeß wird im schönsten Hintertreppensstil fortgesetzt. Die nach Rennes entsandten Herren begnügen sich nicht mit einer ruhigen und sachlichen Schilderung der sachlichen Schilderung der forensischen Vorgänge: sie ergreifen Partei, verdächtigen die Richter, besonders den Vorsitzenden, der den Debatten einen vor Kriegserichten bisher unbekanntem Spielraum zu lassen scheint, und lägen und fälschen, als hätten sie Jahre lang in einem Spionagebureau Dienste gethan. Jeder dem Angeklagten günstige Zeuge sieht „ungemein sympathisch“ aus, jeder andere wird unter der widrigen Maske eines Schurken oder Idioten vorgeführt. Ein paar Stichproben: „Daß Dreyfus weder der Form noch der Sache nach gefehlich und rechtlich schuldig ist, daran zweifelt heute kaum einer der Heher.“ *Vossische Zeitung* Nr. 366.

„Für Oberst Jouaust ist offenbar das Urtheil des höchsten Gerichtes nicht vorhanden. Er hat auch anscheinend die Untersuchungsakten nicht gelesen.“ *Vossische Zeitung* Nr. 372. (Daß die Richter die Akten genau kennen, beweist der hienographische Bericht.)

„Rennes ist die schwärzeste Stadt Frankreichs. Der Militarismus ist allmächtig und allein herrschend. . . Kein Wunder, daß die Bevölkerung im Herzen mit Duesnay und gegen Dreyfus ist.“ *Vossische Zeitung* Nr. 374.

„Es ist jetzt festgestellt, daß die sieben Richter des Kriegsgerichtes kein Wort von der Untersuchung des höchsten Gerichtes gelesen haben und von dem Fall nichts wissen, als was die *Libre Parole* und das *Petit Journal* sie gelehrt hat. Oberst Jouaust ist eifern vom Bestande des berühmten Syndikates überzeugt und möchte gern herausbringen, wer es leidet und wie viele Millionen es besitzt.“ *Vossische Zeitung* Nr. 375.

„Diese erstaunliche Enthüllung“ — die Erzählung von den für die Dreyfusache aufgewandten Millionen — „ruft einen unwiderstehlichen Heiterkeitsausbruch im Saal hervor, dem Oberst Jouaust selbst, zum ersten Male lächelnd, bloß mit einer väterlichen Handbewegung wehrt.“ *Vossische Zeitung* Nr. 376.

„Dreyfus äbte die übermenschliche Selbstbeherrschung, während der ganzen Rede Merciers, deren jedes Wort ihm doch Wuthschreie entlocken konnte, völlig ruhig zu bleiben; er biß sich nur die Lippen und eine immer tiefere, zuletzt purpurne Röthe überzog seine abgehärteten Wangen. Erst zu allerlezt brach seine angehaufte Empörung in einem Gebrüll aus, unter dem der Saal erschauerte, während Mercier feuerroth wurde. Dreyfus brüllte mit einer wahren Löwenstimme . . . Es ist gefallen, daß die Richter heute Dreyfus viel wohlwollender anblickten.“ *Vossische Zeitung* Nr. 377.

„Die Kugel ist in die Lunge gedrungen. Labori liegt im Sterben.“ *Vossische Zeitung* Nr. 378. (Der Vertheidiger war von einem Hallunken leicht verwundet worden.)

„Das Befinden Laboris ist so gut, daß er sehr bald den Verhandlungen wieder persönlich wird beizohnen können.“ *Vossische Zeitung* Nr. 382.

„Oft durchbohrt Roget Dreyfus mit Blicken, schweigend Pause machend. Das Auditorium ist höchst beklommen. Dreyfus überwindet sich mit Kraft. Als Roget aufsteht, schreit Dreyfus mit thränenerschlitter, aus tiefstem Herzen donnernder Stimme auf: Es ist schrecklich, Das zwei Stunden lang anhören zu müssen als Unschuldiger.“ *Vossische Zeitung* Nr. 382.

„Mit dumpfer Stimme hatte General Roget, der tapfere Kriegsmann, diese Worte ausgestoßen. Dann aber brach er, wie der Bericht verzeichnet, in Thränen aus.“ *Vossische Zeitung* Nr. 384. (Der Bericht, auch das Stenogramm des Hauptdreyfusblattes, deutet mit keiner Silbe an, Roget habe mit dumpfer Stimme gesprochen oder gar geweint.)

„An das traurige Ende knüpft der traurige Anfang sich an. Gestern hat Dreyfus wehrlos der Geschicklichkeit des Generals Roget gegenübergestanden, fast ohne jede Unterstützung durch seinen Vertheidiger Demange, der weder die Verhandlungen vor dem Kassationhof hinreichend zu kennen noch sich auf Zeugenübernehmung zu verstehen scheint. Und heute hat die Verhandlung abermals mit der Aussage des Generals Roget begonnen, nur daß Demange endlich seiner Aufgabe eingedenk geworden ist und die Rolle des stillschweigenden Zuschauers mit der des Fragers vertauscht hat. Wann endlich wird dem phlegmatischen Demange wieder ein Mann von dem Temperament, der Sachkunde und der Schlagfertigkeit Laboris zur Seite stehen, um eine einseitige Beeinflussung des Gerichtshofes zu verhindern?“ *Vossische Zeitung* Nr. 384.

„Der erste heute aufgerufene Zeuge ist Hauptmann Guignet, ein kleiner blonder Mann, der eine gut auswendig gelernte Anklagerede im donnerndsten Befehlstone herauschmettert . . . General Voisbeffe, der nächste Zeuge, spricht wie ein Haudegen des Theaters der alten Schule, das erste Wort jedes Satzes wie einen Fluch mit heiserer Stimme herauspolternd, das Folgende mit geringerer Festigkeit nachknurrend.“ *Vossische Zeitung* Nr. 388.

„Merciers und Rogets wilde Ausfälle auf Picquart prallten an der vornehmen Ruhe des Obersten wirkungslos ab.“ (Von „wilden Ausfällen“ ist im Stenogramm nicht die leiseste Spur zu finden.) *Vossische Zeitung* No. 387.

„Die böswillige Parteinahme des Vorsitzenden Jouaust.“ *Vossische Jtg.* Nr. 391.

„Die Vertreter der ersten deutschen Blätter werden hier in einer Weise behandelt, die man höchstens Gaucho oder Feuerländern achselzuckend verzeihen würde.“ *Vossische Zeitung* vom 8. August 1899. Also spricht Max Nordau. In Wien aber liest man anders: „Die Presse und das Publikum haben keinerlei Beschwerden mehr und es herrscht wieder Einvernehmen.“ *Neue Freie Presse* vom 8. August 1899.

„Sein etwas vorpringendes Kinn wie auch seine Lippen zeigen Festigkeit, seine hohe

Stirn und seine klugen Augen große Intelligenz. Wenn sein Gesicht nicht schön genannt werden kann, so war doch der Gesamteindruck, den man heute von Dreyfus empfing, ein entschieden sympathischer. Mit der Lupe konnte heute der ärgste Feind an dem Mann nichts Antipathisches entdecken. Seine Erscheinung, sein Gebahren, seine Sprache appellirten an das allgemein Menschliche. Wie während des Verhöres oder während der Verlesung entschlüpfte ihm auch nur die leiseste Beberde oder ein Wort der Affektation. Es ist unmöglich, daß ein Mensch Stunden lang sich nicht die geringste Blöße in dieser Hinsicht geben könnte, wenn Verlei in seiner Natur gelegen wäre. Dreyfus sprach mit fester Stimme ohne Forcirtheit. Er sprach nicht zum und nicht für das Publikum und erhob sein Organ nicht höher, als es nothwendig schien, um sich seinen Richtern verständlich zu machen; nur, wie er seine Unschuld behauptete, und Das gleich zu Anfang, da schwoß seine Stimme an, aber auch da war sie nicht forcirt. Er verursachte in diesen Momenten im Publikum tiefe Erregung. Seine lauten Behauptungen schnitten Einem ins Herz, um so mehr, als sie ohne jedes Beiwerk herauskamen, ohne jede Weinerlichkeit, männlich und entschlossen. Wie schrie er, stets wußte er sich zu beherrschen, viemwohl man zuweilen den ganzen Mann vom Scheitel bis zur Sohle vibriren sah; nie stotterte er. Wenn es Jemanden giebt, welcher der heutigen Sitzung beigewohnt hat und noch von Dreyfus' Schuld fafelt, dann fehlen ihm Augen, Ohr und sicherlich die prinzipiellsten physiognomischen Vorkenntnisse. Dreyfus sprach mit solcher Unbefangenheit und in so natürlichen Accenten, daß man förmlich ungeduldig wurde, seine Unschuld nicht jeden Augenblick von den Richtern anerkannt zu sehen. Und es war doch keine kleine Prüfung für Dreyfus, eine Stunde lang stehend die ihm zusehenden Fragen Jouaust zu pariren, wo jedes Jägern, jedes unangebrachte Bindewort, jede kleinste Welle ihn gefährden konnte. Aber so glänzend hat Dreyfus diese Prüfung bestanden, daß er an Ort und Stelle die Gegnerschaft des simplen Mannes von der Straße, des ohne Karten zugelassenen Theiles der renneser Bevölkerung, überwunden hat." Neue Freie Presse vom 8. August.

„Wie einen Schulknaben, der auf einer Fliege ertappt worden ist, kanzelt Casimir-Perier Mercier ab, der dasteht, als ob er Ruthestreiche erhielte . . . Mercier steht giftig lauernd da, als ob er auf eine Gelegenheit warte, wo er Casimir-Perier einmal den Affront heimzahlen könnte . . . Cavaignac's posirte Sicherheit schlug sofort in Beklemmung um, als er nach seinem auswendig gelernten Speech auf Fragen zu antworten hatte. Schon harmlose Fragen einzelner Richter trieben ihm den Schweiß auf die Stirn. Mehr als einmal stotterte er . . . Es ist ein jämmerliches Schauspiel, das diese Zeugen bieten, die nichts, aber auch nicht das Geringste, zu bezeugen wissen. Bei Alledem wäre es kindisch, sich darüber zu täuschen, daß es nicht Oberst Jouaust ist, der diese Zeugen entmuthigt . . . Konstatirt muß werden, daß Jouaust, als er von dem Attentat auf Labori sprach, kein Wort zu viel sagte. Er wußte, daß wir Alle von dem Attentat Kenntniß haben, ehe er den Saal betrat, und begann doch die Sitzung mit der Mahnung an das Auditorium, die Kundgebungen vom Samstag nicht zu wiederholen, ohne des Attentates zu erwähnen. Als hierauf Demange vom Attentat berichtete und um die Suspendirung der Sitzung bat, gewährte Jouaust dieses Ansuchen, indem er kurz und sehr trocken Demange beauftragte, Labori die Hoffnung auf Besserung seines Zustandes auszusprechen. Man hätte erwarten dürfen, daß Jouaust etwas weniger wortlang im eigenen wie im Namen der übrigen Richter der Entrüstung über das Attentat Ausdruck gebe. Nichts Vergleichenes geschah . . . Le Hérisse, der nationallistische Deputirte für Rennes, unter-

zeichnete folgende Proklamation des Maires von Rennes an die Einwohner der Stadt: „Liebe Mitbürger! Ein scheußliches Attentat, dessen Urheber sich keiner Partei zurechnen darf, hat heute unsere theure Stadt Rennes entehrt. Ihr werdet Euch nicht durch einen Wahnsinnstakt erregen lassen, der nur den Gegnern des Werkes der Gerechtigkeit und Wahrheit dienen kann, das mit ihrem Patriotismus und gesundem Menschenverstand die Mitglieder des Kriegsgerichtes zu verrichten berufen sind. Widersteht den Provokationen, woher immer sie kommen mögen, und bewahrt jene würdevolle Ruhe, von der Ihr nie abgewichen seid. Ihr werdet Euch so um Frankreich und die Republik wohlverdient gemacht und den guten Ruf unserer altbretonischen Stadt gewahrt haben.“ Diese scheinheilige Pitanei wird Niemanden täuschen.“ Neue Freie Presse vom 15. August.

„Picquarts Aussage war vom Anfang bis zum Ende ein Meisterstück der Rhetorik und Dialektik. Welcher Abstand zwischen ihm und den Generalen hinter ihm!“ Neue Freie Presse vom 19. August.

„Alles erhebt sich gespannt, die Blicke auf die Thür gerichtet, durch welche Labori eintreten soll. Da ist er auch schon. Eine Minuten lange Beifallssturm empfängt ihn. Er schreitet leicht und sicher einher, nur ein blaßes, noch schmerzverzogenes Gesicht, das er aber mit einem Lächeln erheitert, verräth seine Leidenstage. Er grüßt nach allen Seiten und tauscht rechts und links Händedrucke. Seine hohe Gestalt im hermelinbesetzten Talar ragt aus der ihn umgebenden Menge hervor. Labori weint, er kann kein Wort hervorbringen. Er beginnt mit voller, tiefbewogener Stimme zu sprechen. Seine Bewegung wuchs berart, daß er stellenweise Thränen niederklämpfen mußte. Die Richter scheinen von diesem Gefühlsausbruch, der sich in geradezu dramatischen Tönen Luft macht, betroffen und diese Vollkommenheit wirkte auf das Auditorium zurück, so daß eine peinliche Stimmung entstand.“ Neue Freie Presse vom 22. August. — „Rennes, 22. August. Der heutige Tag war nach jeder Richtung hin erfreulich. Laboris Erscheinen, die allgemein menschlichen Accente, die dabei zum Durchbruch kamen, waren eine glückliche Einleitung.“ Neue Freie Presse vom 23. August.

„Peinlich hat es berührt, daß Oberst Jouaust ganz überflüssiger Weise ins Verhör Dreyfus' auch dessen vorübergehende Jugendbeziehung zu einer Dame hineinzerete, was gegenüber der anwesenden Gattin ein unschöner Vorgang war.“ Neue Freie Presse vom 8. August. (Die Gattin hat den Gerichtssaal nicht betreten.)

Aus dem Berliner Tageblatt: „Die Affaire Dreyfus hat uns auch den Menschen in seiner höchsten Vollenkung gezeigt, die feinste Kulturbüthe des Menschenthums: die Gestalt Picquarts . . . Heute hat er diese Befangenheit, diesen Rest von Unfreiheit abgestreift. Man bemerkte Das sofort, als er mit schnellem, sicherem Schritt in den Saal trat, sich vor den Richtern verbeugte, sich dann bequem im Sessel zurücklehnte, ohne jeden Zwang das rechte Bein über das linke Knie legte und mit lauter, klarer, klangvoller Stimme seinen Vortrag begann. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Eine Stimmung verbreitete sich im Saal, wie sie entsteht, wenn Lohengrin über die Wasser heranzieht. Es ist etwas so Harmonisches, Abgeklärtes in dieser Erscheinung und dabei etwas so Starkes, Männliches, Imponirendes. Ein geborener Fürst. Und indem er spricht, zugleich lebenswürdig und doch, ohne es zu wollen, herablassend, ist es nicht als ob er eine Zeugenaussage macht, — es ist, als ob er Befehle erteilt.“ Theodor Wolff, der Rudolf Kosse mit Stolz seinen Onkel nennt und den wir mit nicht geringerem Stolz den Unseren nennen, hält doch stets den höchsten Record geschmackvoller Albernheit. Diese Wahrnehmung ist nicht neu, eben so wenig wie die läppische Hyperker-

Begeisterung dieses Herrn mit der gekniffen Untertertiarerbildung, der, ehe er sein Militärjahr abdiene, schon berufen war, im Berliner Tageblatt Theater und Literatur kritisch zu beleuchten, und der, seit er den Dragonerrock ausgezogen hat, in diesem Weltblatt allen politischen, kulturellen, ethischen und ästhetischen Fragen vom Standpunkte des echt pariserischen Boveurs aus die Antwort findet. Früher hielt er Mussets Rolle für eine Frau, Mussets tragisches Spiel *On ne badine pas avec l'amour* für eine „allerliebste Plauderei“; jetzt läßt er Medea munter die Drachensaat säen, der die geharnischtesten Männer entstreigen. Die Thatfache aber verdient festgehalten zu werden, daß für das Berliner Tageblatt „der Mensch in seiner höchsten Vollendung, die feinste Kulturblüthe des Menschenthumes“ ein Mann ist, der nicht nur das rechte Bein ohne jeden Zwang über das linke Knie zu legen vermag, sondern der auch sechzehn Monate lang das schmutzige Geschäft eines Spitzelausschüßers trieb, Hunderttausende für die Anwerbung von Spionen und für den Ankauf gestohlener Dokumente ausgab, der belfortet Staatsanwaltschaft geheime Aktenstücke, die einen Angeklagten belassen sollten, zur Ansicht schickte, mit agents provocateurs korrespondirte und die politischen Betsprüche der in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter belauern ließ. Diesem geborenen Fürsten, dieser feinsten Kulturblüthe des Menschenthumes ähnlich zu werden, muß nun das Streben jedes gebildeten Deutschen sein. Das Ziel kann er nur erreichen, wenn er pünktlich an jedem Morgen und Abend das Berliner Tageblatt liest. Und wer — so heißt es ja wohl gewöhnlich in den Quartalsfeinsladungen dieser „größten deutschen Zeitung“ — das Berliner Tageblatt gründlich kennen lernen will, Der fordere die Nachlieferung der Augustnummern und lese darin die Berichte über den Dreyfußprozeß.

Vor einem Jahr, als die Reichstagswahlen in Sicht kamen und es sich darum handelte, den verhassten Agrariern einen möglichst vernichtenden Streich zu versetzen, wurde in der liberalen Presse behauptet, der Vorstand des Bundes der Landwirthe habe seine Mitglieder, statt ihnen Vortheile zu verschaffen, geschädigt und besonders bei der Vermittlung des Kaufes von Thomasmehl betrügerische Manipulationen angewandt. Wochenlang wurde diese Behauptung wiederholt und die Grimasse sittlicher Entrüstung war so lebhaft, die Fülle der angeführten Details so groß, daß sogar manche Freunde der landwirthschaftlichen Bestrebungen stußig wurden und fürchteten, der Bundesvorstand habe mindestens leichtfertig gehandelt. Jetzt zeigt es sich, daß man es mit einer zum Zweck des Bauernsanges erfundenen Verleumdung zu thun hatte. Der Bundesvorstand hat eine große Anzahl von Redakteuren verklagt und in allen Fällen ist gerichtlich festgesetzt worden, daß — wie es in einer von einem Beflagten unterzeichneten Ehrenerklärung heißt — „der Bund der Landwirthe in jeder Beziehung die Rechte und Interessen seiner Mitglieder in vollem Maße vertreten hat.“ Solche Wahlmänner waren in Deutschland bisher kaum bekannt. Wer aber etwa glauben wollte, die erlogene Behauptung sei von allen privilegierten Kämpfern für Wahrheit und Gerechtigkeit jetzt ausdrücklich und ungewidert zurückgenommen worden, Der hätte die Rechnung ohne die besondere Moral neu liberaler Zeitungschreiber gemacht. Von der Sache wird einfach nicht mehr geredet; und wenn ein Weilschen verstrichen ist, wird man fast auch wieder durch eine gerichtlich dann vielleicht ungreifbare Anspielung auf „die bekannte merkwürdige Geschäftsgebarung der Bündler“ das gute Herz der liberalen Leser erfreuen.

Der preussische Eisenbahnminister hat es bekanntlich für anständig gehalten, die

„Zukunft“ und den „Simplicissimus“ vom Zeitchriftenverkauf auf den Bahnhöfen auszuschließen. Von diesem Verbot, das alle Kriterien eines zur Strafe für politisches Verhalten verhängten wirtschaftlichen Boykotts, also eines von der Regierung amtlich bekämpften und verpönten Systems trägt, sind nun auch heftige Bahnhöfe betroffen worden. Die Sache kam in Darmstadt am dritten Juni in der zweiten Kammer der Landstände zur Verhandlung. Der Vertreter der heftigen Regierung zog sich auf den Standpunkt zurück, der Staatsvertrag vom Juni 1896 gebe der „gemeinschaftlichen Verwaltung der Bahnen“ das Aufsichtrecht über die Bahnhofsbuchhandlungen, — und in dieses Recht habe Hessen nicht hineinzureden. Der Interpellant, der Abgeordnete Köhler, sagte: „Ich fühle mich bevormundet, wenn mir von dem königlich preussischen Eisenbahnminister vorgeschrieben wird, was ich lesen darf und was nicht. Wenn der ‚Simplicissimus‘ und die ‚Zukunft‘ den Herren in Berlin nicht gefallen, so werden wir in die Unmöglichkeit versetzt, sie zu lesen, obgleich es eine Menge Leute giebt, die diese Schriften verlangen... Etwas Vernünftiges und Anständiges kann man auf den Bahnhöfen selten kriegen. Nun halte ich und mit mir mehr als Hunderttausende der besten Menschen die ‚Zukunft‘ von Harden und den ‚Simplicissimus‘ für ganz vernünftige Schriften; vielleicht ist Das aber auch mit bestimmend gewesen dafür, daß man diese Schriften ausgeschlossen hat: dadurch wollte man wohl klare Ordnung schaffen, die darin besteht, daß eben nur noch schlechtes Zeug geboten wird. Als ich die Interpellation einreichte, glaubte ich, daß nur die Preußen auf ihrem Boden den ‚Simplicissimus‘ und die ‚Zukunft‘ verboten hätten; zu meinem Erstaunen habe ich aber gefunden, daß wir in Hessen auch hierin wieder einmal den Preußen nachgeahmt haben und daß man auch auf unserem Bahnhof diese beiden Preßerzeugnisse nicht mehr bekommen kann. Man macht ja jetzt in Hessen Alles den Preußen nach. Das gehört beinahe zum guten Ton; aber ich denke, wir sollten uns dagegen wehren. Wenn überhaupt eine Censur gehandhabt werden soll, so wünschte ich, daß Das in Darmstadt und auf den paar Bahnhöfen, die wir noch haben, wo also der Bahnhofsbuchhändler sich noch auf heftischem Boden befindet, in der Richtung geschähe, daß man für den Verkauf von guten Schriften sorgt; und zu diesen rechne ich mit in erster Linie auch den ‚Simplicissimus‘ und die ‚Zukunft‘. Beides sind bedeutende Erscheinungen der modernen Literatur und jeder Politiker sollte Kenntnis von ihrem Inhalt nehmen. So weit wir noch auf den Bahnhöfen die Macht haben — das Meiste ist ja längst aus den Händen gegeben und mit jedem Tage werden wir ein bisschen Macht mehr los und werden zuletzt nur noch so eine mediatisirte Standesherrschaft darstellen — aber so weit wir auf unseren Bahnhöfen noch Herren sind, möchte ich wünschen, daß für den Vertrieb einer besseren Literatur gesorgt und die erwähnten Schriften wieder freigegeben werden.“ Der Abgeordnete Dr. Schroeder: „Es war mir ganz unglaublich, daß derartige Verbote in Form einer Censur auf unseren Bahnhöfen gehandhabt würden. Ich will nicht eingehen auf die Tendenz und Haltung des ‚Simplicissimus‘ oder der hardenschen ‚Zukunft‘. Ich stehe in dieser Beziehung nicht ganz auf dem Standpunkt des Herrn Vorredners, habe aber auch die Auffassung, daß Das, was dort ausgesprochen wird, ungehindert müßte ausgesprochen werden, so weit es nicht vor den Strafrichter gehört. Es ist richtig gesagt worden, die Censur sei aufgehoben worden, die hier geübte Censur aber sei viel schlimmer, als sie in Oesterreich oder sonstwo geübt werden kann.“ Der Abgeordnete Bähr: „Man sieht immer mehr, daß wir uns im Schlepptau der preussischen Regierung befinden und daß wir bei der Verathung über die Verpreussung der Eisenbahnen Recht hatten, wenn wir vorgeschlagen haben: § 1. Das Großherzogthum Hessen wird zur preussischen Provinz erklärt.

Dann hätten wir die ganze Diskutirerei nicht mehr; so werden wir langsam nach und nach abgeschlachtet.“ Der Abgeordnete Ulrich: „Für uns ist die Hauptsache, daß man in Form einer Art von Censur dem die Eisenbahn benutzenden Publikum die Möglichkeit nimmt, sich gewisse Erzeugnisse der Literatur zu kaufen, während man andere Erzeugnisse der Literatur, die absolut nicht den Werth haben wie die gerade verbotenen, vollständig zuläßt, ja sogar seitens der Direktion empfiehlt. . . Wenn einmal das Recht in der Weise, wie es hier geschehen ist, gehandhabt wird, so kann jedes beliebige Preßzeugniß kurzer Hand verboten werden und dagegen müssen wir als Volksvertreter Protest einlegen.“ Der Abgeordnete Dr. Osann: „Ich muß sagen, die Antwort des Finanzministeriums hat mich auch nicht befriedigt. Ich habe vor allen Dingen daraus nicht entnehmen können, ob er auch der Ansicht ist, daß Werke wie die ‚Zukunft‘ und der ‚Simplicissimus‘ von der Bahnhofsliteratur ausgeschlossen werden sollen. Man kann ja über diese Zeitschriften verschiedener Ansicht sein; sie haben aber literarische, politische und historische Bedeutung gewonnen und sie stehen auf einem Standpunkt, der mit unserer Staatsordnung sich verträgt; und wenn sie hier und da über das Ziel hinausgehen und mit dem Strafgesetz in Widerspruch treten, so ist Das an und für sich kein Grund, solche Zeitschriften von der Bahnhofsliteratur auszuschließen. Es ist sicher, daß gerade diese Literatur, und zwar von dem intelligenteren Theil der Bevölkerung, gewünscht und gelesen wird.“ Der Abgeordnete Schmeel: „Ich begreife in der That nicht, wie die Schriften, um die es sich hier handelt — es sind allgemein bekannte Zeitschriften —, vom Verkauf ausgeschlossen werden konnten. Es ist richtig: sie bringen manchmal Etwas, das nicht nach allen Seiten hin angenehm berührt, sie fällen ein freies Urtheil in Wort und Bild, aber wir wollen doch nicht den Grundsatz anerkennen, daß man da mit Spießen und Stangen vorgeht und eine derartige Zeitung unterdrückt.“ Der Centrumsabgeordnete von Brentano: „Ich fühle mich vollständig frei von jeder Sympathie für den ‚Simplicissimus‘ und ich fühle mich noch viel freier von jeder Vorliebe für die ‚Zukunft‘. Allein ich gestehe zu, daß es sich doch um ein Prinzip handelt und daß gewisse Herren nicht so Unrecht haben, wenn sie sagen: Das, was heute mir geschieht, kann morgen Dir geschehen.“ Auf keiner Seite wurde der Boykott vertheidigt oder auch nur entschuldigt, auf keiner Seite die tiefe Antipathie gegen das berliner Regime ängstlich verborgen. So macht Preußen, mit der Hilfe des Herrn Thielen, in Deutschland moralische Eroberungen.

* * *

Im Kamminer Kreisblatt soll neulich — in Nr. 92 — das folgende Inserat zu lesen gewesen sein: „Suche 20 Arbeitsleute für die Dreschmaschine. Tageslohn 3 Mark, Saff und Fraß frei. Franz Krüger in Pribbernow.“ Sollten mit Herrn Krüger seine Perusgenossen nicht ein derbes deutsches Wort sprechen, so würden sie sich nicht wundern dürfen, wenn solche Robeiten zu verallgemeinernden Weherufen über ostelbische Zustände und zu schiefen Vorstellungen über die Ursachen der Leutenoth führen.

* * *

In einem kleinen Ort Westpreußens wurde im Mai dieses Jahres ein Kriegerdenkmal enthüllt. Da die Kosten des Denkmals aber noch nicht gedeckt waren, wandte der Landrath, als dem Denkmalskomitee Vorsitzender, sich im Juni in einem Rundschreiben „an den patriotischen Sinn aller derjenigen Bewohner des Kreises, welche ein Einkommen von über 3000 Mark jährlich versteuern, mit der herzlichen Bitte, zehn Prozent ihrer Jahressteuer an unseren Schatzmeister innerhalb vierzehn Tagen einzuzahlen.“ Der Ulaß war an jeden „Wohlhabenden“ persönlich adressirt und schloß mit dem Satz: „Der auf

Sie entfallende Antheil beträgt so und so viel Mark.“ Es versteht sich, daß auf diesem — nicht mehr ungewöhnlichen — Wege der Betrag bald aufgebracht war. Empfiehlt es sich aber nicht, erst, ohne sanften Druck, das nöthige Geld zusammenzubringen und dann das Denkmal zu bauen, statt durch nachträgliche Bettelrei, die der Amtscharakter des Sammelnden noch besonders häßlich erscheinen läßt, die Kreiseingesessenen zu ärgern? Und muß denn überhaupt in armen Provinzen und Kreisen der banausische Denkmalsrummel, den Lagarde mit Recht so verabscheute, künstlich gezüchtet werden?

Im Berliner Lokal-Anzeiger konnte man neulich lesen: „Wie sehr der Kaiser in Anspruch genommen ist und welche Fülle von Geschäften oft an einem Tage auf ihn einströmt, Das hat der gestrige Tag bewiesen. Das Publikum macht sich davon kaum die richtige Vorstellung, wenn es die einzelnen Mittheilungen aus dem kurzen Register des Hofberichts oder sonstige Nachrichten über die Thätigkeit des Kaisers liest. Man muß die einzelnen Programmpunkte eines Tages zusammenfassen, um zu erkennen, welche außerordentliche Fülle von Obliegenheiten der Kaiser zu erfüllen hat; man wird erkennen, daß zur Abfulvicung solch eines außerordentlich großen Tagesprogrammes ein ungemein kräftiges Nervensystem gehört. Schon früh begann gestern das Tagewerk des Monarchen. Um neun Uhr fuhr er bei dem Landesausstellungsgebäude vor, um die Rot-Ne für das Denkmal des Großen Kurfürsten, das in Minden aufgestellt werden soll, in Augenschein zu nehmen. Es wird gar viele Menschen geben, die eine halbständige, erste Beschäftigung mit Kunstwerken ermüdend genug dünkt; der Kaiser aber fuhr, nachdem er Skizzen und Modelle eingehend besichtigt hatte, sofort nach dem in der Lügenstraße belegenen Atelier des Bildhauers Brütt. Nachdem er auch hier, entsprechend seinem künstlerischen Interesse, die Werke des Künstlers betrachtet hatte, nahmen ihn Geschäfte politischer Natur in Anspruch. Er sprach bei dem Staatssekretär von Bülow vor und auf die Konferenz mit Diesem folgte im Schloß ein Vortrag des Geheimen Rathes von Lucanus. Daran schlossen sich wieder offizielle Empfänge, so des Generals von Loß, und erst jetzt gönnte sich der Kaiser — wenn man so sagen darf — eine kurze Erholung, nämlich bei der Frühstückstafel. Da aber an dieser Gäste Theil nahmen und der Kaiser eine lebhaftere Konversation liebt, so kann man von einer ‚Ruhepause‘ nicht wohl sprechen. Der Nachmittag brachte weitere Atelierbesuche und es gehört ein hoher Grad Kunstbegeisterung und Aufnahmefähigkeit dazu, nach einem solchen Vormittage noch drei Künstler, nämlich Professor Lessing, Vegas und Schott, zu besuchen. Der schwerere Theil des Tages, die Repräsentation im Großen, kam später. Um acht Uhr begann die große Galatafel zu Ehren des Geburtstages der Königin von England. Nur wer erwägt, wie bei allen Ceremonien, bei allen Vorkommnissen, der Herrscher den Mittelpunkt bildet, wie er überall zu hören und zu sprechen hat, wird ermessen, welche immense Leistung die Durchführung eines solchen Programmes ist.“ Diese Schilderung mag gut gemeint sein, aber sie giebt, da Raecenatenthum und Repräsentation ja nicht die wichtigsten Pflichten des Monarchen bilden, doch einen recht seltsamen Begriff von der Tagesarbeit des Königs und Kaisers. Immerhin ist sie Darstellungen vorzuziehen, in denen der regierende Herr die schreckenden Flüge eines zornigen Rächers parlamentarischer Abstammungen trägt. Diese Darstellungen sind durch die Ereignisse widerlegt worden. Eigentlich: durch das Ausbleiben der angekündigten Ereignisse. Kein Sturm hat sich erhoben, nicht einmal ein Stürmchen, die Minister sind noch im Amt und der Freiherr von Zedlitz und Neukirch ist, noch nicht aus dem Staatsdienst gejagt. Die Fackeltanzlust der Kanalkulturkämpfer war also verfrüht.